

Memoiren einer alten Jungfer : die Aufzeichnungen der Grencherin Lina Obrecht (1858-1936)

Autor(en): **Saner, Fabian / Reinhardt, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **89 (2016)**

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MEMOIREN EINER ALTEN JUNGFER

Die Aufzeichnungen
der Grenchnerin Lina Obrecht (1858–1936)

FABIAN SANER UND KLAUS REINHARDT

EINLEITUNG

Die Memoiren von Lina Obrecht (1858–1936) bieten die Selbstbeschreibung einer katholischen Frau in einer aufstrebenden Familie des Solothurner Industriebürgertums. Als kulturgeschichtliches Dokument vermitteln sie Einblick in die Lebenswelt und Mentalität der Jahrzehnte um 1900, in denen der Kanton Solothurn eine rasante Industrialisierung erfuhr. Dabei kommen sowohl das schnelle Wachstum in der Grenchner Uhrenindustrie, die konfessionell-politischen Richtungskämpfe im Kulturkampf als auch die sozialen und kulturellen Beharrungskräfte zur Sprache, mit denen sich eine unverheiratet gebliebene Frau konfrontiert sah.

Der Vater von Lina Obrecht, Peter Obrecht (1834–1916), war einer der ersten Grenchner Uhrmacherlehrlinge im Jura und – nebst den Uhrenfabrikanten aus den verschwägerten Familien Schild und Girard – einer der Grenchner Pioniere im Übergang von der mechanisierten Uhrenproduktion in Heimarbeit zur Atelier- und später zur zentralisierten Uhrenproduktion in der Fabrik. Um die Jahrhundertwende war Obrecht Uhrenfabrikant, Grossbauer, Grenchner Bürgergemeindepräsident, Gründer und Leiter der Spar- und Leihkasse, Präsident einer mit seiner Firma verflochtenen Baugenossenschaft und Vorsteher der römisch-katholischen Kirchgemeinde. Um ihn, einen eigentlichen Projektmacher, «war es nie ruhig». Als er 1916 mit 83 Jahren starb, erhielt er, für einen konservativen Politiker erstaunlich, auf der Titelseite der freisinnigen *Neuen Zürcher Zeitung* einen lobenden Nachruf als «einer der letzten aufrichtigen Solothurner Konservativen». Führten die Fabrikherren das Regiment über ihre Arbeiterinnen und Arbeiter im Stil des Familienvaters und als Repräsentanten ihrer sozialen Stellung auch in Politik, lokaler Wirtschaft, Militär und Vereinswesen auf städtischer und kantonaler Ebene, so waren die Ehefrauen und Töchter in der Familienarbeit, in der Pflege und gemeinnützig aktiv.

Die junge Lina Obrecht ging, wie später auch ihre Brüder, in die Westschweiz, wo sie in Neuenburg die Handelsschule besuchte. Im Alter von 16 Jahren war sie bereits die kaufmännische rechte Hand ihres Vaters in dessen neu gegründeter Spar- und Leihkasse. Hatten in der ersten Generation der Grenchner Uhrmacher Mädchen die Uhrmacherei ebenfalls erlernt, trennten sich in späteren Generationen die Ausbildungswege von Geschwistern. Die Söhne des Bildungs- und Fabrikantenbürgertums gingen den technischen oder den kaufmännischen Weg und wurden durch

Stationen in anderen Firmen beziehungsweise im Ausland auf die Nachfolge der Firmenleitung vorbereitet; die Töchter besuchten Handels- oder Haushaltsschulen. Peter Obrechts Söhne Emil Obrecht-Hugi (1860–1932) und Adolf Obrecht-Schwendimann (1866–1925), die Brüder von Lina, stiegen nach der Handelsschule rasch ins Uhrengeschäft ein und übernahmen und erweiterten die Uhrenproduktion ihres Vaters. Emil präsierte unter anderem 25 Jahre lang (1896–1921) als Nachfolger seines Vaters die Bürgergemeinde Grenchen. Als Präsident des Verbands der leberbergischen Uhrenindustriellen stand Adolf Obrecht-Schwendimann im Frühjahr 1914 im Zentrum der Auseinandersetzung um die Fabrikaussperrung von 1700 Arbeitern, die das öffentliche Leben in Grenchen zum Erliegen brachte.

Von den gesellschaftspolitischen Dimensionen dieses Kampfs zwischen Kapital und Arbeit bleiben die Memoiren von Lina Obrecht aber merkwürdig unberührt. Sie spricht einzig vom «französelnden» Einfluss, dem viele Arbeiter unterlägen und deren «Radau» sie als welsches Temperament verklärte. Die distanzierte Beziehung zum Geld und die spitzen Fingerzeige gegenüber den Verwandten und Konkurrenten der Familie Schild kontrastieren mit dem Hinweis auf die in der eigenen Familie gepflegte moralische Verpflichtung, arme Kostgänger auf dem «Herrenbauernhof» aufzunehmen.

Lina Obrecht wirft bedeutsame Schlaglichter auf familiäre, gesellschaftliche und politische Ereignisse der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs. Aufschlussreich ist daneben aber auch die Selbstbeobachtung, der sie sich in ihrer Rolle unterzieht. Der Stolz auf den mitvollzogenen und mitbewirkten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg der Familie ist dabei verflochten mit zunehmenden Schuldgefühlen und einer Art Geständniszwang, der aus der gesellschaftlichen Position erwächst. Während Lina Obrecht in ihren Aufzeichnungen die jungen Familien ihrer Schwestern und Brüder als ruhenden Pol gegenüber den Anforderungen des wirtschaftlichen Alltags in Fabrik und Politik darstellt, scheint sie in ihrer Selbstbeschreibung getrieben von dem aufklaffenden Widerspruch zwischen ihrer sittlichen Verpflichtung zum (religiös) geordneten Familienleben und dem Älterwerden ohne Ehegatten. Sprunghaft erscheinen dabei ihre Schilderungen von Aufenthalten in Schweizer Kurbädern, die von finanzieller Unabhängigkeit und einer gewissen Lust an einem mondänen Lebensstil zeugen, und der Krankheitsberichte, die in den Memoiren als Erklärung dafür dienen, was «nicht sein darf», nämlich dass eine

alleinstehende Frau der Rollenverpflichtung entgeht und sich den von ihr erwarteten Fürsorgeleistungen im Familienverbund entzieht.¹ Die Berichte über die Kuraufenthalte in Bad Lostorf, Rheinfelden, Dussnang oder Locarno und ihre verschiedenen Umzüge sind deshalb nicht nur Ausdruck der räumlichen Mobilität, die einer wohlhabenden Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts offenstand (Lina Obrecht lebte in allen grösseren Orten des Kantons Solothurn: in Grenchen, Olten, Solothurn sowie in Mümliswil), sondern deuten auch das Unstete an, die als Belastung erfahrene Verpflichtung, den Kreis von Vater und Geschwistern nicht zu verlassen.

In der Selbstdarstellung ein «nervöse[s] Bureaufräulein» und gesundheitlich stets auf dem «Quivive» – auf der Hut –, erhielt Lina Obrecht bereits früh Einblick in die ökonomische Existenz der Kunden der Spar- und Leihkasse Grenchen, die ihr Vater gegründet hatte und leitete. Das elterliche Bauernhaus war ein Ort, in dem Uhren fabriziert wurden, wo Knechte und Dienstbotinnen, Bank- und Geschäftskunden, arme Kosthäsler und Bekannte sowie die Kinder ein- und ausgingen. Peter Obrecht war aber nicht nur geschäftstüchtig, sondern festigte als Organisator von Schützenfesten auch den Ruf eines vaterlandstreuen Konservativen: «Unser Haus, in der Nähe des Turnplatzes, der immer ‚Festplatz‘ war, war so ein Mittelpunkt, von Fahnen, Blumen-Dekorationen und Lampions fast verdeckt.» Bei diesen Sommerfesten – kantonalen Schützen-, Turn- und Gesangsanlässen, für deren Organisation Grenchen berühmt geworden sei – wurde tagelang nicht gearbeitet. Lina Obrecht selbst war Mitglied des Jungchors Grenchen, in dem die Mädchen und jungen unverheirateten Frauen zusammen sangen. Bei den monatlichen «Tanzkränzli», an bäuerlichen Erntedank- und Winterfesten, religiösen Feiertagen und insbesondere an den Fasnachtsbällen konnten sich die Geschlechter näherkommen. Dörfliche Geselligkeit und kleinstädtischer Lokalpatriotismus zeigen sich im Stolz auf die ‚mondäne‘ Entwicklung Grenchens, mit den Fasnachtsanlässen im Institut Breidenstein (dem ehemaligen Bachtelenbad), das in den 1870er-Jahren Solothurnerinnen und gar Zürcherinnen nach Grenchen zu locken vermochte.

Nicht nur der männliche Nachwuchs, der für die Fabrikkarriere, zum Kaufmann, Ingenieur, Arzt oder Lehrer bestimmt war, reiste zur Ausbildung in die Westschweiz, ins europäische Ausland oder gar nach Übersee. Auch die jungen Frauen eigneten sich im Welschland, oft in teuren

1 Vgl. zum sozialen Umfeld einer solchen Biographie, Mirjam Moser: Frauen im katholischen Milieu von Olten 1900–1950, Fribourg 2004.

Privatinstituten, Sprache und «Manieren» an. In diesen exklusiven biographischen Gemeinsamkeiten traf sich die ältere patrizische mit der neueren bildungsbürgerlichen und der in den 1870er-Jahren entstehenden Fabrikanten-Elite. Die führenden Fabrikantenfamilien waren über Verschwägerungen vielfältig miteinander verflochten, was die Schilderungen Lina Obrechts über die familiären Beziehungen und die Geburten eindrücklich belegen. Die Memoiren lesen sich wie ein *Who is Who* der katholisch-konservativen Solothurner Elite um 1900: Industrielle und Politiker wie die Familie Walter aus dem Thal (Kammfabrik Mümliswil), die Familie Glutz (Hägendorf und Rickenbach; Schuhfabrik Olten) und die Familie Reinhardt (Solothurn), aus der Staatsangestellte und Richter hervorgingen, standen mit der Grenchner Familie Obrecht in verwandtschaftlichen Verbindungen. Daraus entstanden auch finanzielle Verflechtungen, die zu günstigen Kapitalanlagen führen konnten (so Otto Walters Kauf der maroden Kammfabrik Mümliswil 1887 mit der Unterstützung seines Schwiegervaters Peter Obrecht).

In der Optik der Memoiren widerspiegelt die Biographie der Familie Obrecht die Brüche, die den raschen wirtschaftlichen Wandel Grenchens um 1900 begleiteten. Der Konkurs der Spar- und Leihkasse Grenchen und der Uhrenfabrik Obrecht in der Krise nach dem Ersten Weltkrieg beschnitten nicht nur Lina Obrechts Lebenshaltung, sondern auch ihren sozialen Radius. Ihr Bruder Adolf Obrecht, im Ersten Weltkrieg als Armee-Kriegskommissär zuständig für die gesamte Truppenversorgung und schweizweit bekannt geworden, zog nach dem Konkurs und dem Verlust aller Grenchner Ämter und Ehren ins Tessin. Noch Jahre später, 1949, schweigt sich Werner Strub in seiner umfassenden Grenchner Ortsgeschichte, dem Grenchner «Heimatbuch», über das Wirken der Familie Obrecht fast gänzlich aus, obwohl – oder gerade weil – die Uhrenfabrik Obrecht in Grenchen einst mehrere hundert Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigt hatte und eine der grössten Firmen am Ort gewesen war.

Das Dokument – vollendet am 26. Juli 1934 – legt Zeugnis ab von einem in vieler Hinsicht ungewöhnlichen Leben einer streng katholischen Frau, die die stürmische wirtschaftliche, soziale und konfessionelle Entwicklung Grenchens und seinen Wandel vom Dorf zur Stadt beschreibt und vor allem durch die Linse von Familiendramen und des eigenen ökonomischen Abstiegs reflektiert – eine Grenchner «*Buddenbrooks*»-Geschichte im Kleinformat.

MEMOIREN EINER ALTEN JUNGFER²

Ich, Lina Maria Obrecht, geboren den 5. Nov[em]b[er] 1858, bin die älteste Tochter des Peter Obrecht und der Maria geb. Schild von Grenchen. Meine Wiege stand in einem kleinen Hause unterhalb der Kirche (Nähe der jetzigen Post)[,] wo ich mit meinen Geschwistern die Kinderjahre verlebte. Damals waren wir unserer vier mit mir: mein Bruder Emil, meine Schwester Emma und mein jüngerer Bruder Adolf. Die jüngste Schwester, 10 ½ Jahre jünger als ich, [sc. Maria] wurde im neuen Hause, das mein Vater neben dem Kaplaneihause auf der «Breiten» baute, geboren.³ Mein Vater war damals Uhrmacher, einer der Ersten von Grenchen, der mit 17 Jahren auszog, das Glück zu suchen, d. h. er ging nach Cormoret im Berner Jura, zur Erlernung der damals neu aufgekommenen Industrie (Uhrmacherei). Und er lernte sie gründlich und galt als ein sehr guter Uhrmacher.⁴

Nun ich, ich war ein zartes, schwächliches Kind, viel krank und daher still und wenig zum Spielen aufgelegt. Ich entwickelte mich auch geistig langsam, so dass es mir schwer wurde, vor Schulbeginn die Buchstaben kennen zu lernen (meine Grossmutter Obrecht war meine Lehrmeisterin). Wir Kinder lebten sehr abgeschlossen, so dass ich, als ich zur Schule kam, nur eine einzige Tochter, 3 Jahre älter als ich, kannte. Sie musste mich auch in der Schule betreuen, weil ich furchtbar Heimweh

-
- 2 Die Transkription des von Lina Obrecht handschriftlich verfassten Textes (55 Seiten auf doppelseitig beschriebenen Blättern) erfolgte durch Klaus Reinhardt (Solothurn); das Dokument wird im Archiv der Familie Reinhardt im Staatsarchiv Solothurn aufbewahrt. Redaktionelle Eingriffe sind mit eckigen Klammern markiert.
 - 3 Peter Obrecht (1834–1916), ab 1858 mit Anna Maria Schild (1833–1889) verheiratet, ab 1895 mit der Witwe Maria Anna Paula Gast geb. Walser (1849–1913). Sein ältester Sohn Emil Obrecht (1860–1932) war mit Ursula Hugi verheiratet; Emma Obrecht, die zweitälteste Tochter (1863–1931) war ab 1886 mit Otto Walter verheiratet; Peter Obrechts jüngerer Sohn Adolf Obrecht (1866–1925) war ab 1891 mit Mathilde Schwendimann (1865–1948) verheiratet; die jüngste Tochter Marie Obrecht (1869–1919) heiratete 1898 Johann (Hans) Reinhardt; vgl. die weiteren Anmerkungen.
 - 4 Cormoret liegt im Tal von St. Imier, wohin sich die Uhrmacherei im Jurabogen, von Neuenburg kommend, im 19. Jahrhundert ausbreitete. Die Uhrenateliers in St.-Imier, La Chaux-de-Fonds und Le Locle waren wichtige Stationen für den Erwerb des Uhrmacherhandwerks; bereits bei der Einführung der Grenchner Uhrenindustrie in den 1850er-Jahren schickte die Gemeinde Lehrlinge zu Ausbildungszwecken in den Jura und liess jurassische Lehrmeister nach Grenchen kommen; vgl. Werner Strub: Heimatbuch Grenchen, Solothurn 1949, 233 ff. (Anm: Das Heimatbuch des Grenchner Lokalhistorikers Werner Strub, eine bis heute zentrale Quelle für die Grenchner Ortsgeschichte, ist digital aufbereitet worden und als CD beim Kultur-Historischen Museum Grenchen zu beziehen).

hatte. In der Schule nun, da ich doch von Haus aus nicht unintelligent war, kam ich rasch vorwärts und brachte immer die besten Noten nach Hause. Meine Lieblingsfächer waren Deutsch, Geschichte und Aufsatzschreiben. Mit der Rechnerei konnte ich mich nicht recht befreunden, obwohl ich es später gut lernte und viel Gebrauch davon machen musste.

Zuerst muss ich noch einfügen, wie unser Heim «auf der Breiten» aussah: ein schmuckloser Bau mit angebauter Laube und ebenfalls angebauter Scheune. Es war damals, also vor bald 70 Jahren, das letzte und einzige Haus gegen Westen, abseits vom Dorfe, aber in der Nähe der [römisch-katholischen] Kirche. Mir kam es immer vor wie eine Oase in der Wüste, wie eine Idylle, so abgetrennt vom Verkehr.⁵ Gegen Süden ein kleiner Garten mit viel Rosen und gegen Norden Obst in Hülle und Fülle, und unsere Mutter gab gerne und freiwillig armen Leuten davon ab. Im Frühling, zur Baumbüte, war es wunderschön. Vor unserem Hause die sog. «Pfarrmatte», in weiss und rosa getaucht, ein einziges Blütenmeer! In der Ferne, bei klarem Wetter, übersah man die ganze Alpenkette, im März und September die «Jungfrau» mit dem Schattenkreuz. Ich fand, es sei nirgends schöner, als bei uns, wenn wir am Abend, nach getaner Arbeit, unter einem grossen Schattenbaum vor dem Hause rasten und träumen konnten. Tagsüber wurde fleissig gearbeitet, im Hause, auf dem Felde, im Büro und Atelier, aber am Abend hiess es: «Saure Wochen, frohe Feste, Tages Arbeit, abends Gäste». Und die hatten wir auch: Als wir älter waren, aus der Schule, die Freundinnen, Cousins und Freunde meiner Brüder. Immer wurde musiziert und gesungen; draussen geplaudert und gespielt und Zukunftspläne geschmiedet. Mitgesungen und mitgespielt hat oft auch in jüngeren Jahren unsere Mutter, die wie alle aus der «Garnbuchi» über eine schöne Singstimme verfügte. Das war mein liebes Heim, an das ich immer noch mit Wehmut und Sehnsucht denke. Aber vorüber! Meine Mutter, aus dem Bauernhofe «Garnbuchi»⁶ hatte es durchgesetzt, dass zu

-
- 5 Die 1837–1839 angelegte «Leberbergstrasse», die heutige Hauptstrasse von Solothurn nach Biel, führt südlich des beschriebenen Hauses in einem Durchschnitt durch die Anhöhe des Breitenfelds. Das Haus «auf der Breiten» lag auf dem Areal zwischen dem heutigen Grenchner Bahnhof Nord und den Schulhäusern I und II.
- 6 Der Landwirt, Politiker und Garnbleicher Anton Schild (1800–1877) war einer der Initianten der Grenchner Uhrenindustrie. Er erstellte 1838 die «Garnbuchi» an der Gabelung von Stadtrasse und Archstrasse und unternahm damit einen Anlauf, die stets überschwemmungsgefährdete Grenchenwiti (wo die Meliorationsarbeiten erst 1878 aufgenommen wurden) zu besiedeln. Anna Maria Schild, die Mutter von Lina Obrecht, war die Schwester der beiden Grenchner Pioniere in der industriellen Uhrenproduktion, Urs Schild-Rust

allem anderen auch gebauert wurde (geherrenbauert), denn es schaute wenig heraus, da alles mit fremden Leuten, Knechten und Mägden, gepflanzt und geerntet werden musste. Wir besaßen also Kühe, 2 Pferde, Schafe und Schweine und eine Schar Hühner, waren also Selbstversorger.

Grenchen besass damals 6 Primar- und 3 Bezirksschulklassen und keine Lehrerinnen, aber gute Lehrer. Ich konnte bloss die 6 Primar- und 2 Bezirksschulklassen besuchen, da mein Vater auf rasches Vorwärtkommen drang. Er, mein Vater, legte bald nach seiner Verheiratung ein kleines Uhrenatelier mit ca. 20 Arbeitern an, war aber gleichzeitig Verwalter und Mitbegründer der Spar- und Leihkasse Grenchen,⁷ die damals, im kleinen Grenchen, noch keine grosse Rolle spielte. Bei mir hiess es: «du hast das Zeug dazu, du kommst in die Handelsschule Neuchâtel und nachher ins Bankbüro». Die Grenchner Schulen hatte ich mit bestem Erfolge abgeschlossen, war in Deutsch und Französisch eine der Ersten und besass auch einige Kenntnisse im Bankwesen und einfacher Buchhaltung. So kam ich also nach Neuchâtel, mit 14½ Jahren, zuerst, weil die Kenntnisse im Französisch der Dorfschule nicht ausreichten, in die Ecole secondaire und nachher in die Handelsschule. Am Anfang waren mir die Fächer «spanische Dörfer», aber bald war ich mitten drin und bekam am Schluss-examen einen der ersten Preise. Mit Ach und Krach nur gewöhnte ich mich [...] an das Stadtleben und hatte Heimweh, bis ich wieder in unserer idyllischen Klause war (nach 1½ Jahren). So lange hatte meine Ausbildung gedauert, wenig zwar, aber das Praktikum, unter dem strengen Regime unseres Vaters, lehrte mich das Übrige. In Neuchâtel war ich in einer kleinen Familie, Humbert, Postbeamter, in Pension und mein Papa musste volle 40 Franken per Monat für mich auslegen. Man sieht, meine Bildung kostete nicht viel! Ich hatte Bildungsdrang, las sehr viel und suchte die Lücken meines Wissens auszufüllen. Ich war eben doch nicht auf das eingestellt, was in einer Handelsschule gelehrt wird. Zudem war ich sehr schweigsam und schüchtern und konnte mich im Anfange schwer in den Verkehr mit andern Leuten finden. Nach und nach bekam ich Routine (mit 16½ Jahren war ich bereits Bankbeamtin).

(1829–1888) und Adolf Schild-Hugi (1844–1915); vgl. Hanspeter Rebsamen (u.a.): INSA (Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920), Bd. 5: Grenchen (u.a.), Zürich 1990, 49.

7 Die Spar- und Leihkasse Grenchen wurde am 1.1.1883 eröffnet und zog 1910 – in den ‚goldenen‘ Jahren der Uhrenproduktion der Firma Obrecht – in ein eigenes Gebäude an der Centralstrasse 80. 1921 wurde sie liquidiert; INSA, 86 f.; Strub, 624 f. Vgl. Anm. 44.

Mit 17 Jahren war ich schon nicht bloss die rechte Hand meines Vaters, sondern ziemlich selbständige Buchhalterin, Correspondentin und Kassiererin. Nicht bloss das: wenn mein Vater die Schützenfeste besuchte (das war sein *faible*), oder einen kurzen Ferienaufenthalt machte, lag es mir ob, wöchentlich die Verwaltungsräte zusammenzurufen und zu präsidieren. Nicht immer eine angenehme und leichte Sache: da lagen eben alle Geldgesuche, alle Betreibungen und allfällige Konkurse vor. Und «das Mädchen mit [...]» war immer noch schüchtern und hatte sprachliche Hemmungen, die sich aber doch mit der Zeit verloren. Mein Vater, in Anspruch genommen durch sein eigenes Geschäft, muss viel Vertrauen zu seiner jungen Tochter gehabt haben, dass er ihr den ganzen Verkehr überliess, der mit der Zeit immer zunahm. Bureaustunden gab es nicht, wie heute. Da das Bureau in unserem Hause war, kamen die Leute, wie und wann sie wollten, sogar über die Mittagszeit und am Abend. Nachmittags war eher Ruhepause, die ich gerne mit einer Handarbeit im Garten verbrachte. November und Dezember waren Tage strengster Arbeit für mich. Mir lag es ob, die Jahresrechnungen zu machen, Contocorrent-Auszüge, Zinsausrechnungen für Obligationen und Depositen. Und das war eine strenge Arbeit für Eine, die gesundheitlich stets auf dem «*quivive*»⁸ war und keinen guten Schlaf hatte. Merkwürdig, dass ich das Leben und Treiben in dieser «Tretmühle» 14 Jahre lang aushielt, ich, die Idealistin, ein Leben, bloss ausgefüllt mit Zahlen und Berechnungen, mit viel Aerger und Sorgen, nur unterbrochen durch nötig gewordene Kuraufenthalte, die mich stärken sollten. Ja, es war allerdings eine Abwechslung in's ewige Einerlei, nur hatte ich nachher vermehrte Arbeit, da während dieser kurzen Zeit Papa einsprang und bloss das Laufende besorgte.

Ich arbeitete Tag für Tag im Büro, Emmy half in Küche und Garten aus und sie konnte alles gut und die Arbeiten gingen ihr leicht von Statten. Marie, die Jüngste, war verwöhnt und machte oft nur die Zuschauerin bei den Arbeiten. Die Brüder waren längst in Amt und Würden, d. h. sie lernten die Uhrmacherei à fond und arbeiteten, angetan mit langen blauen Blousen, wie die Arbeiter im Atelier, ohne dafür besonders belohnt zu werden. Man fand es damals als ganz selbstverständlich, dass die Kinder, ob jung oder älter, die Stütze der Eltern waren und ohne Gegenleistung schufteten, bis zu ihrer Verheiratung. – Schwere Krisen machte auch Papa schon damals mit seiner Uhrmacherei durch. Wie gesagt, er war ein feiner

8 Umgangssprachlich für «auf der Hut sein, aufpassen, aufmerksam sein» oder auch «besonders gut informiert sein».

Uhrmacher, aber kein Kaufmann, und so verlor er oft in 1 Jahre [sic!] hohe Summen an seinen Abnehmern, sei es in Genf oder England. Er war zu vertrauensselig. Seine Kunden waren hauptsächlich in Genf, aber auch in England und zuweilen in Deutschland. Und die Deutschen zahlten schon damals nur gezwungen und auf langfristige Wechsel. London aber schickte sofort nach Erhalt der Waren seine Chèques. – Bei diesen Verlusten, die gut 100'000 Franken ausmachten, war die ganze Familie in Mitleidenschaft gezogen. Schwere Gewitterwolken am geschäftlichen Himmel, trübe Gesichter und karge Worte. Da hiess es Sparen an allen Ecken und Enden. Und man schickte sich drein, hoffend auf bessere Zeiten. – Wie am Anfang schon bemerkt, hatten wir das Büro der Spar- und Leihkasse in unserem Hause. Ich war gut eingegittert, damit mir keiner zu nahe kam. Papa nun erhielt als Verwalter die hohe Summe von 2400 Franken, samt aller grosser Verantwortung! – *Ich* tat die Arbeit, aber was bekam ich dafür? Zu Weihnachten 50, später 100 Franken. Das war alles. Dafür hatte ich keine Jugend, kannte nur den Ernst des Lebens und ruinierte meine Nerven zum Zusammenbrechen.

Bei den «Werken», d. h. bei Heuet und Emd⁹ ging es gar lebhaft zu in unserem Hause. In aller Herrgottsfrühe, so um 2 Uhr, kamen die Mäder [sic!] an, stärkten sich mit einem Gläsli «Brönts» und währschaftem Schwarzbrot und zogen ab auf die Felder, um zu mähen, so lange noch die Gräser betaut waren. So gegen 9 Uhr morgens wurde geküchelt für die Arbeiter auf dem Felde, und meiner Schwester Emma lag die Aufgabe ob, ganze Berge von schmackhaften «Küchli» auf die Felder zu tragen. Sie tat es ungerne, allein gegen das «Muss» war kein Kraut gewachsen. Nachmittags zog sogar Papa aus, um mit zu rechnen, zu «kehren» und zu «häufeln». Dann ging's allerdings strub zu, wie die Arbeiter sagten, alles musste im «Hui» gemacht sein, besonders dann, wenn Gewitteranzeichen da waren. Dann wurden auch die Leiterwagen hervorgezogen, mit 2 Pferden bespannt und dann ging's los auf die Felder, wo inzwischen die Heuhaufen zurecht gemacht worden, aufgeladen und in die Scheune geführt unter grossem «Halloh und Hüh». So war's auch bei der Ernte, aber im Kleinen. Bei der Kartoffel- und Rübenernte wurden am Abend ganze Wagen voll im Keller verstaubt. Da freuten sich meine Brüder als Buben: Sie schnitzten nämlich aus grossen Runkelrüben Gesichter, steckten eine Kerze hinein und hängten dann die Rübengesichter im Hag neben dem Hause auf, zum Schrecken

9 Der zweite Schnitt im Sommer heisst «Emd».

der 3 Jungfräulein Lina, Emma und Marie. Im Winter nun, oder Spätherbst wurde in der Scheune das Getreide gedroschen und zwar noch, nach alter Sitte, mit dem Dreschflegel. Das gab ein Geklapper Tag für Tag, im Dreiviertel- und Sechachtel-Takt, ein «Ohrenschmaus» für das nervöse Bureaufräulein. Aber es musste eben so sein! – Waren die Werke vorbei, das Obst geerntet und versorgt, dann ging am Abend von Knecht und Magd das «Rüsten» der Aepfel und Birnen los, um sie zum «Dörren» für den Winter bereit zu machen. Im Winter nun war ziemlich Ruhe im Hause. Nach dem Nachtessen sassen wir, Mutter und Töchter oft zusammen, die Mutter rastlos strickend, wohl dabei ein Liedchen summend oder die Zeitung lesend (denn sie politisierte gern und war über alles gut unterrichtet).

Schwester Emma, von der ich nachher noch viel zu sagen habe, arbeitete gewöhnlich an einer Stickerei, oder schneiderte (sie hatte Kurse absolviert). Meine jüngste Schwester Marie schaute müde zu und ich las Bücher, allerlei und benutzte viel das Lexikon. An schönen Wintersonntagen, mit viel Schnee, wurde dann und wann der Schlitten hervorgezogen, die «Fanny» eingespannt und dann ging's los, entweder mit Papa oder Adolf, bald gegen den Bucheggberg zu mit Rast in Solothurn, oder nach Biel, wo wir damals gut bekannt waren. Zu meiner Zeit war Biel, die jetzige Stadt von mehr als 50'000 Einwohnern,¹⁰ eine kleine, einfache Uhrmacherstadt mit viel «Gesindel», wie der Volksmund sagte.

Im Sommer oder Herbst wurde selbstverständlich das Chaisli oder der Brek hervorgeholt und himmelsfroh in die Umgebung kutschiert.¹¹ – Man sieht, wir hatten, neben strenger Arbeit, auch frohe Zeiten! Aber bei Papa hiess es stets: «Zuerst die Arbeit und dann das Vergnügen». – Im Winter wiederum hatten Brüder und Schwestern, d. h. bloss Emma, viel zu tun mit Theateraufführungen und Tanzkränzli-Abenden, Emma spielte gut, aber Adolf, der unglücklicherweise einmal auf die Bretter wollte, welche die Welt bedeuten, machte eine trostlose Figur und ein grenzenloses Fiasko blieb nicht aus. Er war kein Schauspieler! Damals aber, als Emmy 20 und Marie 15 Jahre alt waren (ich zählte wohl nicht mehr mit, denn ich hatte die 25 bereits überschritten, war also auf dem Punkte «de coiffer St. Catherine», wie die Pariser sagen, damals also hatte das grosse internationale Institut Breitenstein [sic!], das früher ein Heilbad war und jetzt ein Wai-

10 Zum Zeitpunkt der Niederschrift der Memoiren, 1934, zählte Biel knapp 40'000 Einwohner.

11 Chaisli, umgspr. von der französischen Bezeichnung «chaise» für Kutsche. Der Wagentyp «Break» bezeichnete in der Regel ein schweres und hohes Fuhrwerk zum «Einfahren» junger Pferde (von engl. break).

senhaus ist) im Februar seine berühmten Bälle, und selbstverständlich wurden wir 3 Jungfräulein eingeladen.¹² – Ich musste zurückstehen, weil ich nicht tanzen konnte und ungern in Gesellschaft ging. Emmy aber, die Schönste, sagte mit Freuden zu und auch ab und zu die Jüngste, Marie, unser «Rieli». Vorher ging es hoch her. Da wurde geschneidert und genäht und «coiffiert»; ich war selbstlos und neidlos bereit, immer mitzuhelfen. Man ging damals nicht in Seide, sondern in einfachem weissem Mouselinkleidchen mit vielen Volants und Bändern in rot und blau und auch künstlichen Blumen, Emmy rot und Marie blau. Sie durften sich trotzdem sehen lassen bei den feinen Damen von Solothurn, Zürich und andern Schweizerstädten. «Tanzbären» nannten wir sie und zum grössten Teil wurde man nur deswegen eingeladen. Schön soll es doch gewesen sein, und nach dem «Rummel» kam am Montag der Bummel, den auch noch als junger Lehrer der jetzige alte Professor Enz mitmachte. Er war der Favorit der alten Frau Breitenstein [sic!], der er den Schirm nachtragen durfte: «Herr Enz, mein Schirm»!

Ich muss noch einfügen, wie meine Geschwister tanzen lernten. Grenchen war klein, wurde aber immer grösser, und hatte mehrere Fabriken, und die Fabrikantensöhne und -töchter und die Lehrerinnen, Marie Amiet und Marta Schuler, liessen den italienischen Tanzlehrer von Solothurn kommen und nahmen regelrechte Kurse in den damals üblichen Tänzen, Walzer, Schottisch etc. und selbstverständlich auch in Quadrilles und Lanciers, immer noch schöner als die Rumba und Tango etc., und die knie- und beinverrenkenden Negertänze¹³ von heute. Die jungen Leute bildeten ein «Tanzkränzli», wo jeden Monat einmal im [Gasthaus] Sternen¹⁴ getanzt und geflirtet wurde. Man denke, zu der Zeit, bei diesen Gelegen-

12 Das ab 1818 geöffnete Bachtelenbad am Nordweststrand von Grenchen wurde 1864 vom deutschen Pädagogen Wilhelm Breidenstein erworben und bis 1898 als internationales Knabeninstitut geführt. Nach zwei Zwischenspielen mit einer erneuten Nutzung als Bad um 1900 und einem Mädchen-Institut bis 1916 erstand der Pfarrer Otto Widmer das Bachtelenbad und vereinigte hier verschiedene Heime, die er in Solothurner Gemeinden ins Leben gerufen hatte. Bis heute führt der Verein Kinderheim Bachtelen eine pädagogische Einrichtung mit Internat und Schule, die inzwischen zu einem sonderpädagogischen Zentrum ausgebaut worden ist.

13 Damit ist in der zeitüblichen Wortwahl auf den Jazz angespielt, der im Europa der Zwischenkriegszeit populär wurde.

14 Das 1870/71 an der Kreuzung Biel-/Bahnhofstrasse erbaute Hotel-Restaurant Sternen hatte ab 1885 einen Tanzsaal und bis 1926 einen Anbau mit Theater-, Tanz- und Konzerthaustrakt sowie einer Kegelbahn. Der Sternen-Saal entwickelte sich zu einem Treffpunkt des geselligen Lebens in Grenchen um die Jahrhundertwende; INSA, 82.

heiten, trugen die jungen Töchter meist schwarze Kleider! – Die Farbenfreude von heute kannte man leider noch nicht. Amüsiert hatten sie sich trotzdem und auch ab und zu sich «gefunden». – Unsere Emmy fand ihren Gatten eigentlich auch bei diesen Anlässen! Man glaube nun nicht, dass in unserem Haus immer Freude herrschte.

Die grosse «Küchlete» am alten Fasnachtssonntag muss ich noch besonders erwähnen. Das war auch so eine alte Grenchnersitte, die Mutter immer aufrecht hielt. Unter Mithilfe unserer Tante, der Frau Willi, wurden ganze Waschkörbe voll Küchli gebacken, «Schlürfchüechli», «Kneublätzen» und nicht zu vergessen die feinen «Schenkeli» und «Hirzenhörnli», nach einem Spezialrezept. Der Tante Willi lag es ob, die «Kneuplätzen» auf ihrem weissen Schurz zu formen und zu glätten, Mutter stand den ganzen Samstagnachmittag mit hochrotem Kopf am Herd. – Da hatten wir wieder tagelang zu schmausen – aber schliesslich war man froh, dass sie alle wurden, denn man bekommt auch am Ende genug der süssen Waare!

Den St. Niklaus hätte ich bald vergessen! Weihnachtsbäume kannte man in Grenchen zu meiner Kinderzeit noch nicht. Hingegen wurde der Santiklaus gehörig gefeiert, von den Buben draussen mit Klöpfen und Peitschen. Im Hause sorgte unser guter Vetter Willi stets für die Bescherung, die bescheiden aus Nüssen, Aepfeln und Lebkuchen bestand. Aber wir waren ein zufriedenes Völklein und nicht verwöhnt. Schrecken jagte nur der Santiklaus Willi jedes Jahr ein mit seinen Pfannendeckeln und Glocken. Neujahr wurde gefeiert mit Züpfen und Käse, selbstverständlich auch mit etwas Trinkbarem. –

Noch vergass ich zu sagen, dass im Herbst meine Brüder zum «Kuhhüten» aufgeboten wurden. (Wir hatten stets 6 oder 8 Kühe und Kälber.) Das war nun nicht ihre besondere Freude, den ganzen Nachmittag auf den «Matten» zu stehen und den Kühen zu wehren und sie wieder zum Fressen aufzumuntern. Bruder Adolf fürchtete sich sogar vor den Kühen! Als Schulmädgel ging ich auch zeitweilig mit und dann wurden Aepfel und Erdöpfel gebraten und mit Appetit verspeist. Wir waren aber immer froh, wenn der erste Schnee kam und der «Hüterei» ein Ende setzte!

Wir, die Herrenbauern, hatten natürlich auch Borstenvieh, und vor dem schmutzigen Donnerstag war grosses Schlachtfest. Da kam der Schweinemetzger, der «Saujoggi», wie ihn der Volksmund nannte, am frühen Morgen im weissen Schurz und mit dem grossen Messer, das er oft zwischen den Zähnen hielt – als Kinder fürchteten wir ihn. Später war es uns eine besondere Freude, nach der «Schlacht», die feinen Blut-, Brat- und

Leberwürste entstehen zu sehen. Unser ganzes Haus roch tagelang nach Zwiebeln und Wurst, nicht zu meinem Vergnügen! Da gab's lange Zeit nur Wurst, Rippli und Schweinefleisch zum Mittagessen. Wir waren froh, dass unsere Mutter der ganzen Nachbarschaft, bis und mit Pfarrherrn, davon abgab. Nachher wurden die Hammen und die Speckseiten in einem alten Bauernhause mit grossem Rauchfang zum Räuchern aufgehängt. Man sieht, punkto Nahrung waren wir immer gut versorgt. Gegen den März zu ging's an's Gärtnern, wo immer die Mutter und Schwester Emma dabei waren. Sie hatte inzwischen in Solothurn einen Gartenbaukurs absolviert und gefiel sich nun in allerlei Neuerungen: sogar ein Spargelfeld wurde angelegt; es war aber wenig rentabel und ging wieder ein. Wir hatten schon zu Ostern den ersten Spinat, oft schon Erbsen und manchmal auch Erdbeeren. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der feinen Erdbeerkekchen, die Emmy, nach einem Spezialrezept, zu bereiten wusste. Sie war überhaupt schon eine patente Köchin.

Im Frühling, Herbst, ja zu jeder Jahreszeit, hatten wir fremde Kostgänger, meist arme Weiber aus dem Bernbiet, zu Gäste. Es wurde ihnen extra auf der «Laube» Suppe und Gemüse «serviert». Dankbar waren sie nicht, denn es kam vor, dass die Eine oder Andere Aepfel oder Erdäpfel mitlaufen liess. Das war ja nicht so schlimm, aber eines schönen Tages, als Mutter Eine zur Rede stellte, sagte sie nur, im schönsten Bernerdialekt: «Heit er's gseh?» – So stellten sich «Mutter», «Grossmutter» und «Kinder» als Gäste bei uns ein. Ja, bei uns ging es oft wie in einem Bienenhaus zu; die Arbeiter vom Atelier, meine Kundschaft und die «Kundschaft» meiner wohlthätigen Mutter, die sich nie genug tun konnte!

In Grenchen lebte von jeher ein frohes Völklein, aufgeweckt und stets zum Festefeiern aufgelegt. Durch die neue Industrie (Uhrmacherei) kam schöner Verdienst und Wohlstand in die Familien. Allein in Grenchen, so nahe von der französisch sprechenden Grenze, «französelte» es stark, d. h. die Arbeiter machten gerne «Blau» und Radau, d. h. «blauen» Montag und oft noch Dienstag. – Es hatte eben auch viele fremde Elemente da: Franzosen, Italiener, Deutsche und eine kurze Zeit lang Slowaken, weil die Grenchner Bauern auf der «Witi» im «Altwasser» Sumpfland, von dem ein grosser Teil seit Jahrhunderten den Obrecht gehörte, die Zuckerrübenkultur einführen wollten. Leider endete die «Kultur» mit einem grossen Fiasko.¹⁵

15 1878 hatten die Bodenbesitzer in Grenchen, Private sowie die Bürger- und Einwohnergemeinde, die Landentsumpfungsgenossenschaft gegründet. Unter der Leitung des Försters und Regierungsrats Peter Vogt wurde im Breitholz

Nun die Festfreude der Grenchner: Sie übernahmen gerne cantonale Schützen-, Turn- und Gesangfeste, bei denen es hoch herging. Mein Vater, damals Ammann [der Bürgergemeinde], Bauverwalter etc. sorgte für passende Dekorationen. Man hätte es dem nüchternen Geschäftsmann nicht zugetraut, mit wie viel Geschmack und Phantasie das alles hergestellt wurde! Unser Haus, in der Nähe des Turnplatzes, der immer «Festplatz» war, war so ein Mittelpunkt, von Fahnen, Blumen-Dekorationen und Lampions fast verdeckt. Da wurde tagelang nicht gearbeitet: am Montag, Dienstag und Mittwoch gab's gratis saure Leber auf dem Festplatz für die mitwirkenden Grenchner. – Das war also im Sommer. – Bei der Fastnacht liess sich die Jungmannschaft auch nicht lumpen. Meine Brüder gingen in Dominos und die Schwestern, d. h. Emma, in hübschen Costumen, als Fischerin, Zigeunerin und Blumenmädchen. Begleitet wurde sie oft von Frau Lina Obrecht, als sie noch Hugli hiess.¹⁶ Die konnte nicht sein ohne Maskentreiben und Tanz. Meine jüngere Schwester, Marie, machte ein einziges Mal mit, in rosarotem, reizendem Domino, und zwar zu der Zeit, als ihr der Herr Hans Reinhardt,¹⁷ der extra von Olten herkam, den Hof machte. Zu andern Zeiten blieb sie lieber still und ruhig zu Hause, oder wir zwei gingen mit Papa als Zuschauerinnen. Da wurde tüchtig intrigiert, und Jedermann bekam Eins auf die Nase!

Von mir wieder etwas: Die Tage gingen so ereignislos vorüber, einer, wie der andere, ausgefüllt mit treuer Pflichterfüllung. An Anderes wagte man nicht zu denken. – Einmal trat ungewollt eine Abwechslung in mein 18-jähriges Leben. Ich war nicht schön, hübsch vielleicht, eine Romanti-

und in der Witi ein Bachkorrektions- und Entwässerungsprojekt realisiert. Die Genossenschaft erstellte fünf offene Hauptkanäle, die in die Aare mündeten und von 21 offenen Nebenkanälen gespeist wurden. Des weiteren kamen noch Brücken- und Dolenbauten hinzu. Die Effizienz dieser Entwässerungsmassnahmen war allerdings gering. Der Unterhalt der Kanäle und Gräben war nicht gesichert, sodass die Anlagen allmählich zerfielen. Bürgergemeindepräsident Peter Obrecht, der Vater von Lina, war in dieses Projekt federführend involviert. Die Gesamtmelioration von Grenchen 1918 bis 1926 umfasste im Wesentlichen die Gebiete der Witi, des Breitholzes und des Brühls. An die Stelle der alten Landentsumpfungsgenossenschaft trat die Bodenverbesserungsgenossenschaft Grenchen, die aufgrund rechtlicher Änderungen über eine bessere öffentliche Finanzierung verfügte. In der Krisenphase nach dem Ersten Weltkrieg war die Melioration auch eine wichtige Arbeitsbeschaffungsmassnahme. Vgl. Martin Illi: Raum, Verkehr, Entsorgung, Versorgung, in: Stadt Grenchen (Hg.): Neue Stadtgeschichte Grenchen (Erscheinungstermin Herbst 2017).

16 Gemeint ist Ursula Lina Hugli (1855–1934), die spätere Ehefrau des Bruders von Lina Obrecht. Ursula Hugli und Emil Obrecht heirateten 1884.

17 Hans Reinhardt (1857–1930) heiratete Marie Obrecht 1898. Reinhardt war ab 1886 Amtschreiber in Olten und ab 1900 Oberrichter in Solothurn.

kerin durch und durch, konnte auch schwärmen, wusste nur nicht für wen ... – Eines schönen Tages kam ein Herr ins Bureau, ein Norddeutscher, mit sehr schöner, harmonischer Sprache und viel Complimenten, deponierte ein kleines Capital, fragte das schüchterne Fräulein dies und das und unterhielt sich lange mit der «Landpomeranze», die froh war, als er ging. Er kam öfters, wegen Kleinigkeiten, bis es sogar meinen Leuten auffiel und meine kleine Schwester Marie, das «Enfant terrible» der Familie, mir einmal vom Garten aus überlaut zurief: «Lina, der Formfett chunnt». (Das war sein schöner Name) Die kleine Idylle nahm rasch ein Ende, zum Glück: er verreiste und ich sah ihn nicht wieder. Man glaube nun ja nicht, die alte Tante sei eine «alte Jungfer» geworden, weil sie Niemand wollte. Im Gegenteil: es kamen Anfragen von verschiedenen Seiten, an Mutter hauptsächlich. – An meinem 20. Geburtstage setzte sie sich eines schönen Tages mit geheimnisvoller Miene zu mir, mich fragend: «willst du heiraten? Es hat ein Herr von Solothurn durch Drittperson anfragen lassen, den Namen nannte sie nicht und ich habe ihn nie erfahren, weil ich sofort «nein» sagte. Der Mutter war es nicht recht; aber ich wusste, dass ich bei meinem damaligen Gesundheitszustand nicht daran denken durfte. Ich war keine Männerfeindin und dachte doch oft im Geheimen an ein eigenes Heim. Aber der Rechte kam nicht und in Grenchen war Nichts für mich und es schien, als ob mich der Herrgott nur zu treuer Pflichterfüllung erschaffen hätte. Später weiter darüber!

Ich greife nun um Jahre zurück, bis zu meinem 12. Jahre. Um diese Zeit, also anno 1870/71, wurde der Deutsch-Französische Krieg erklärt, der auch viele Monate lang dauerte. König Wilhelm und sein Kanzler Bismarck waren damals an der Spitze des deutschen Reiches. Von Moltke, dem grossen Strategen, sprach alle Welt. In Frankreich regierte der III. Napoleon, mit der schönen Kaiserin Eugenie von Korsika. Der Krieg endete mit einer furchtbaren Niederlage des stolzen Frankreich. Napoleon wurde interniert und die Kaiserin floh und nahm Aufenthalt in Arenenberg, Thurgau. «Lulu» der Kronprinz starb als Jüngling in Afrika. In Paris wurde die Republik ausgerufen. Ich berühre diese Ereignisse, weil sie als unauslöschliche Erinnerungen in meinem Kinderherzen haften blieben. Denn damals, im Januar, also mitten im Winter, wurde die Bourbakische Armee Frankreichs (80'000 Mann) in Verrières entwaffnet und über die Schweizergrenze geschoben. Wir Kinder der 6. Klasse wussten das längst, weil wir Ferien bekamen und stundenlang standen wir frierend beim Schulhause, um ja die Soldaten vorbeimarschieren zu sehen. Endlich kamen sie, ein trostloser

Anblick, die Turken in roten Pluderhosen, die Zuaven und Franzosen, die Marokkaner in weissen schmutzigen Mänteln, und all die armen Soldaten aus den Colonien, krank, elend, hinkend und zermürbt, mit ihren ebenso elenden Gäulen, ein nicht enden wollender Zug, über Grenchen und machten in den Strassen Rast. Hilfstruppen von Grenchen waren rasch bereit, zu helfen, die Hungernden, die umfielen wie die Fliegen, mit Lebensmitteln zu stärken und die Pferde wegzuführen. Tagelang hatten wir da in unserer Waschküche Suppen kochende Soldaten und in unserem Holzschopf Bourbakiperde, wie man die nannte, welche vor Hunger die Balken und Dielen anfrassen. Wir Kinder hatten an dem allem Freude, weil keine Schule war, und weil es alle Tage etwas zu sehen gab. – Selbstverständlich hatten wir in unseren Schulhäusern monatelang vorher *unsere* Soldaten einquartiert, und bei uns logierten mehrere Offiziere von der Grenzbesetzung, die uns ein dankbares Andenken bewahrten. – Nach Tagen wurden die Bourbakis gegen Solothurn und Olten abgeschoben. Denkmäler auf verschiedenen Friedhöfen des Cantons geben Zeugnis von der grossen Sterblichkeit der unglücklichen Armee.¹⁸ – In Grenchen und in den umliegenden Dörfern siedelten sich später Elsässer an, so z. B. ein Apotheker Onzelet und ein Choffat, der in unser Geschäft als Arbeiter aufgenommen wurde.

Nach dem grossen Kriege fühlte sich Deutschland mächtig. Durch den «eisernen Kanzler» Bismarck (1873) wälzte sich die Kulturkampfwelle, «Los von Rom», wie die Parole lautete, auch über die Schweiz. Den Anlass zum sog. Kulturkampf¹⁹ gab das von Pius dem 9. im [Ersten Vatikanischen] Concil ausgegebene Dogma über die Unfehlbarkeit der Päpste (im Lehr-

18 Anfang Februar 1871 passierten 87'000 Männer und 12'000 Pferde (auch Bourbakis genannt) bei Les Verrières, Sainte-Croix, Vallorbe und im Vallée de Joux die Schweizer Grenze. Der Bundesrat verteilte die Internierten auf alle Kantone (ausser das Tessin). Überall leistete die Bevölkerung grossmütig Hilfe. Dies war die erste grosse Internierung in der Schweiz.

19 In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es in den meisten europäischen Staaten zu sogenannten Kulturkämpfen. Diese lassen sich als Modernisierungskrisen bezeichnen, als Etappen im Prozess der Säkularisierung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft. Dabei ging es dem Nationalstaat des 19. Jahrhunderts um die Emanzipation von der Kirche, die jahrhundertlang mit der Staatsmacht verflochten war, und dementsprechend um eine Neubestimmung der Beziehung zwischen Kirche und Staat, die zu einer Reduktion kirchlicher Einflüsse auf die Gesellschaft führte. In einem engeren Sinn war der Kulturkampf Ausdruck einer religiös-weltanschaulichen Auseinandersetzung zwischen Katholischer Kirche und politischem Katholizismus einerseits und dem nachabsolutistischen Staat und antiklerikalen Liberalismus andererseits. Eigentlicher Auslöser der institutionellen Krise war die Abspaltung eines Teils des liberal-radikalen Lagers und die Bildung der Christkatholischen Kirche; vgl. Historisches Lexikon der Schweiz, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17244.php.

amte nämlich). In der Schweiz sollte eine schweizerische Nationalkirche, mit einem schweizerischen Bischof an der Spitze, aufgebaut werden. Merkwürdig, dass in dem kleinen Dorfe Starrkirch bei Olten zuerst der Stein in's Rollen kam und die Katholiken sich zur neuen Lehre bekannten! Olten kam bald darauf und dann Trimbach, das längst als radikal, auch in kirchlichen Angelegenheiten, galt. Damals war der nachmalige Bischof Herzog Pfarrer von Olten. Die 3 Gemeinden hatten schwer unter der Knute der altkatholischen Machthaber: Dr. Christen, Munzinger und Trog, Dietschy etc. zu leiden. Den Oltnern wurde die Stadtkirche weggenommen. Es wurde ihnen dann für Abhaltung des sonntäglichen Gottesdienstes ein Lokal der Familie Büttiker (Verwandte von Victor Glutz) zur Verfügung gestellt. Später konnte eine kleine Notkirche gebaut werden, welche vielleicht die Kinder Reinhardt auch noch kannten. Der Grossvater Reinhardt²⁰ sammelte damals seine Getreuen, 11 Mann stark. Er hat viel für die nichtabgefallenen Oltner getan; also, nochmals, 11 Mann, anno 1873 und jetzt besitzen die Römisch-Katholischen eine prächtige Kirche, ein gut ausgebautes Vereinsleben und 3 Geistliche. Und der Platz für eine zweite Kirche, «Marienkirche» ist bereits angekauft. So änderten sich die Zeiten!²¹

20 Der Oltner Geschäftsmann Johann Georg Reinhardt präsierte den 1873 gegründeten Männerverein Olten, der innerhalb der katholischen Gemeinde von Olten, d. h. für die nach dem Kulturkampf verbliebenen papsttreuen Katholiken, die Funktion des Kirchgemeinderates einnahm. Reinhardt war auch federführend beim Bau der katholischen Notkirche 1875/76. Vgl. dazu Alois Schenker: Katholisch Olten. Geschichte der römisch-katholischen Pfarrei Olten seit 1872, Olten 1938, 80 ff. und Anm. 21.

21 Die Exkommunikation des die päpstliche Unfehlbarkeitslehre ablehnenden Pfarrers Paulin Gschwind in Starrkirch durch den Basler Bischof Eugène Lachat 1872 bildete ein schweizweit wahrgenommenes Ereignis der Eskalation im Kulturkampf. Die Vereine freisinniger Katholiken riefen auf den 1. Dezember 1872 zu einer Versammlung in Olten zusammen. An diesem 'Oltner Tag' wurde der Beschluss gefasst, eigene Gemeinden und eine kirchliche Organisation zu schaffen. Da Einwohner-, Bürger- und Kirchgemeinden rechtlich nicht im heutigen Sinn getrennte Einheiten waren, führte dieses Ansinnen zu weitgehenden Friktionen, in die nicht nur das kirchliche Bistum Basel mit Sitz in Solothurn, sondern auch die Stadt- und die Kantonsregierung involviert waren. Die politische und wirtschaftliche Elite der Stadt Olten und die Mehrheit der Gemeindemitglieder stellte sich gegen die verbliebenen Romtreuen rund um den damaligen Stadtpfarrer, der in einem eigentlichen Amtsenthebungsverfahren ausgebootet wurde, mit seinen Getreuen fortan ins 'Getto' zog und in einem Bauernhaus an der Solothurnerstrasse Gottesdienste abhielt. Mit der Gründung einer schweizweiten christkatholischen Kirche und deren erster Versammlung 1875 ging auch die zwischen 1806 und 1814 gebaute Oltner Stadtkirche in die neue kirchenrechtliche Organisation über. Die romtreuen Katholiken mussten erst Geld sammeln, bevor sie mit dem Bau einer «Notkirche» und später der Kirche St. Martin (erbaut 1910) wieder einen eigenen Versammlungsort in Olten erhielten.

Schönenwerd, auch eine Hochburg des Freisinns unter den damals allmächtigen Bally (Schuhfabriken) durfte nicht zurückbleiben. Das altehrwürdige Chorherrenstift, mit der prächtigen Kirche, wurde annektiert und das Kirchenvermögen den Altkatholiken überlassen. Damals amtierte als letzter Chorherr dort Pfarrer Rudolf von Selzach, ein kluger und gütiger Priester. – Die Kapuzinerklöster Dornach, Olten und Solothurn sollten ebenfalls aufgehoben werden, aber da wehrte sich hauptsächlich das Landvolk. Die Kapuziner waren eben überall beliebt und gern gesehen. Hingegen musste das reiche Kloster Mariastein dranglauben. Das Vermögen wurde von der Solothurner Regierung säkularisiert, die grossen Bibliotheken und Kirchenschätze wanderten nach Solothurn ab – und die Benediktiner wurden ausgewiesen. (Sie siedelten sich später in Bregenz an.) Heute blüht das Kloster wieder. «Klostermetzger» wurden die Herren von Solothurn nachher genannt. – In der Hauptstadt Solothurn schlug selbstverständlich der Kampf zwischen Römisch-Katholiken und Altkatholiken²² die grössten Wellen. – Bischof Lachat wurde abgesetzt und musste sich [1873] nach Luzern flüchten. (Sein Palais war damals das jetzige Mädchenkosthaus an der Aare.) Zu den Firmungen musste die Jungmannschaft nach Reiden, Luzern, fahren. Meine Brüder und ich wurden noch in Solothurn von Bischof Lachat gefirmt. In Solothurn regierten zu der Zeit die Herren Vigier, Munzinger und Brosy. Die Kathedrale hätten sie gerne an sich genommen, samt den prachtvollen Kirchenschätzen. Dazu kam es nun nicht, aber um das Kirchenvermögen entstand ein langwieriger Prozess, der erst vor ein paar Jahren vor Bundesgericht, zu Gunsten der Römisch-Katholiken, ausgetragen wurde. Schon vor 1875 erhielten die Neugläubigen die ehemalige Franziskanerkirche zu Eigentum. Der erste altkatholische Pfarrer von Solothurn war Pfarrer Bobst, von Matzendorf, ein ziemlich bissiger Herr. Der römisch-katholische Pfarrer der Stadt hiess Gisiger.

Solothurn war nun lange ohne Bischof. Als sich der hitzige Streit etwas gelegt hatte, kam es schliesslich doch wieder zu einer Wahl, die die Römisch-Katholiken und die Regierung befriedigte. Domherr Fiala, geschätzt als Gelehrter und friedliebender Herr, wurde gewählt, kam aber nicht mehr ins alte Palais, das bereits andern Zwecken diente, sondern musste sich mit der jetzigen Pfarrwohnung auf dem Klosterplatz begnügen. – Bischofssitz ist heute das prachtvolle Palais Haller in der St. Josefs-

22 So die Sammelbezeichnung für alle jene, die das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes ablehnten.

vorstadt, das sehr billig angekauft, ja teilweise von der Besitzerin, Maria Theodate von Haller, geschenkt wurde. Noch muss ich beifügen, was zu dieser Zeit der religiösen Kämpfe die regierenden Solothurner dem Volke weismachten: Das Papsttum habe sich überlebt. Pius der 9. sei der letzte Papst. Es kam ganz anders. Nach dem Ableben desselben kam Leo der 13., nachher Pius der 10. und dann, zu Anfang des Weltkriegs, Benedikt der 15. Und heute regiert Pius der 11. Das Papsttum hat in der ganzen Welt den grössten Einfluss. Es ist eben doch so, wie der Heiland sagte: «Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen» (die Kirche nämlich).

Nun zu meiner Heimat Grenchen. Die Grenchner waren laue Katholiken, weil sie, wie man sagt, oft nicht gut pastoriert wurden. Zur Zeit des Kulturkampfes war Pfarrer Walser von Schönenwerd Pfarrer von Grenchen.²³ Es herrschten bis dahin in religiöser Beziehung friedliche Zustände zwischen Katholiken und Protestanten. Den letzteren wurde alle Sonntage unsere Pfarrkirche zu ihren Gottesdiensten überlassen. Man kam gut aus zusammen. Als der Kampf gegen Rom begann, war ich 16-17 Jahre alt, erinnere mich also gut, wie es damals zunging. Mein Vater, Kirchenratspräsident, Ammann der Bürger- und Statthalter der Einwohnergemeinde, stand mitten drin. Unsere ganze Familie hatte schwer unter den Misshelligkeiten und Streitigkeiten derjenigen zu leiden, die das Kampfbeil zuerst aufgriffen, – leider unsere nächsten Verwandten! Die Schild!²⁴

Meine Onkel Schild, Urs und Adolf, die Uhrenfabrikanten mit vielleicht 400 Arbeitern und Adolf Girard, Uhrenfabrikant mit ungefähr 200 Arbeitern (die Fabrik ging später ein und wurde von meinem Bruder Emil weitergeführt), sowie mein Onkel Josef Schild, der Sänger an der Hofoper Weimar, bekannten sich sofort zur neuen Lehre, und die Arbeiter mussten sich dazu bekennen, wenn sie nicht um Arbeit und Brot kommen wollten. Unsere Familien, Schild gegen Obrecht, lebten in beständiger Fehde. – Treu dem alten Glauben blieben wir, die Obrecht, dann die Girard, Schalen-

23 Silvan Walser war 1867 bis 1890 römisch-katholischer Pfarrer von Grenchen und ab 1895 Schwager von Peter Obrecht (Walser war der Bruder von dessen zweiter Frau, Anna Gast, geb. Walser).

24 Treibende Kraft im Kampf für die christkatholische Bewegung in Grenchen waren die Brüder und erfolgreichen Uhrenfabrikanten Urs und Adolf Schild, Brüder von Lina Obrechts Mutter. Der Kulturkampf verursachte eine Spaltung, die quer durch alle Berufe und Gesellschaftsschichten ging. Die Ehefrau von Adolf Schild, Pauline Schild-Hugi, notierte in ihren Aufzeichnungen, dass diese Trennung selbst durch Familien ging. Sie schrieb, dass die Atmosphäre im Dorf konfliktbeladen und bedrückend gewesen sei, dass viele sich nach der «guten alten Zeit» sehnten, in der man friedlich zusammengelebt habe; vgl. Adolf Richard Schild: Schild-Hugi-Bilderbogen, Grenchen 1997, 120.

fabrikanten, und die Flury-Schild. Zum Altkatholizismus fielen ab die Schumacher, Prof. in Solothurn (Tochter ist die Frau Consul Häfliger in Frankfurt am Main) und Oberrichter Brunner mit unserer Tante Liseli geb. Schild. Es war nicht mehr schön im sonst fröhlichen Grenchen. Unserm Pfarrer Walser, der sich natürlich gegen die neue Lehre wehrte, wurden des Nachts Fenster und Türen eingeschlagen und mit Schmähchriften die Mauern des Pfarrhauses verschmiert. Mein Vater wurde nur noch der «schwarze Peter» genannt, und die Mutter und wir Kinder hiessen «Pfaffenknechte». Die Solothurner Regierung und meine Onkel setzten es durch, dass der altkatholische Pfarrer von Solothurn, Bobst, zu einem Aufklärungsvortrag, wie sie es nannten, die römisch-katholische Kirche benützen durfte, selbstverständlich gegen den Willen des Pfarrers und des Kirchenrates von Grenchen. – Nun, Pfarrer Bobst kam; viele Neugierige, unter andern auch ich, wohnten dem Vortrage, der aber eine einzige Schmähung des Papsttums und der treugebliebenen Katholiken bildete, bei und machten sich ihre Gedanken dazu. Ich war damals 17 Jahre alt und musste auf Wunsch meines Vaters über den Vortrag einen Zeitungsartikel fabrizieren, den ersten und letzten in meinem Leben. Die Altkatholiken machten Anspruch auf die Pfarrkirche und auf das Kirchenvermögen, auch auf das schön gelegene Pfarrhaus. Nach langen Prozessen wurde ihnen der grösste Teil des Kirchenvermögens mit Fr. 50'000 zugeschlagen.²⁵

Mit dieser Summe bauten sie eine Kapelle auf der «Breiten» [Einweihung 1902], die heute, ein wenig vergrössert, noch besteht, aber wenig besucht wird, da die alten Herren, die damals mächtigen Schild, Zumstein etc. und ihre Getreuen, gestorben sind. Meine Cousins Schild machten sich wenig aus Politik und Kirche. «Geldverdienen» ist ihnen alles. – Für den Sonntagsgottesdienst der Altkatholiken wurde ihnen die alte Wallfahrtskapelle Allerheiligen, oberhalb Grenchen, überlassen, die schon

25 1875 versammelten sich 116 stimmberechtigte Einwohner Grenchens, um eine christkatholische Kirchengemeinde zu gründen. Der Regierungsrat erteilte im August 1881 die staatliche Anerkennung. Diese Umstände machten es erforderlich, dass sich auch eine römisch-katholische Kirchengemeinde konstituierte (1884). Der in der Folge entbrannte Streit um den Kirchenbesitz gelangte bis vor Bundesgericht und wurde 1896 mit einem vom Justizdepartement vorgeschlagenen Vergleich beigelegt. Die römisch-katholische Pfarrei durfte die Eusebiuskirche und verschiedene Liegenschaften behalten. Sie musste aber der christkatholischen Gemeinde eine Entschädigung für die Pfarrkirche von 50'000 Franken auszahlen. Die Christkatholiken waren berechtigt, die Allerheiligenkapelle für ihre Gottesdienste zu nutzen, bis sie eine eigene Kirche beziehen konnten. Sie erhielten auch das Pfarrhaus. Vgl. Marisa Thöni: Kap. Religion, in: Neue Stadtgeschichte Grenchen (erscheint Herbst 2017).

längst wieder im Besitze der Römisch-Katholiken ist. – Das Pfarrhaus nun verblieb den Römisch-Katholiken bis zum Jahre 1894 oder 95. Mein Vater nahm den Pfarrer (Kocher) in unser Haus auf, bis zur Renovation der ehemaligen Caplanei (neben unserem Hause). Papa wohnte schon in Solothurn mit seiner zweiten Frau. Meine Schwester Marie und ich hatten die Ehre den Pfarrer zu beherbergen. Die Missstimmungen in unserer Verwandtschaft dauerten fort, bis auf den heutigen Tag, obwohl die Befehdung nachgelassen hat.

Hier muss ich noch beifügen, dass, als ich 10-11 Jahre alt war, das alte Grenchen, mit seinen wenigen strohgedeckten Bauernhäusern, zweimal von grossen Bränden heimgesucht wurde, denen sogar der Turm der Pfarrkirche zum Opfer fiel. Ich erinnere mich mit Schrecken, wie das Kreuz und die vergoldete Kugel mit grossem Getöse herunterfiel. – Nach diesen Bränden stieg ein neues, schöneres Grenchen aus der Asche, und auch der Kirchturm bekam eine neue Gestalt.²⁶

Mit 20 Jahren wurde ich von meinem Paten und Onkel, Sänger Schild, zu seiner Hochzeit mit Marie Feremutsch von Grenchen eingeladen, die mit grossem Gepränge in Solothurn in der nunmehr altkatholischen Kirche gefeiert wurde. Sie fand im Januar, also mitten im Winter, statt (die weltliche Feier in der Krone) und auf Wunsch des Bräutigams mussten alle jungen Töchter aus der Verwandtschaft in weissen Mousselinekleidchen erscheinen. Ich war in weiss, mit vielen Vergissmeinnichtblumen am Kleid und im Haar. Dort, an dieser winterlichen Hochzeit erkältete ich mich so, dass ein chronisches Nierenleiden zurückblieb. Von diesem Onkel werde ich an anderer Stelle noch viel erzählen. –

Meine beiden Brüder, Emil und Adolf, besuchten inzwischen ebenfalls die Handelsschule in Neuchâtel, 2 Jahre lang beide, und mussten nachher gleich in's Praktikum, unter dem strengen Régime unseres Vaters, eintreten. Adolf machte mit 17-18 Jahren schon die erste Geschäftsreise nach Chaux de Fonds und den Jura bernois – leider mit wenig Erfolg. Adolf war ein zu schüchterner junger Mann, ohne grosse Beredsamkeit. Im Uebrigen ein guter Junge und bildhübsch, ganz Schild, mit grossen

²⁶ 1862, 1864, 1866 und 1868 brachen in Grenchen Grossbrände aus. Am 27. Mai 1864 brannten 16 Firste im Dorfzentrum (Kirch-, Central- und Rainstrasse) ab. Dem Grossbrand vom 14. September 1866 fielen 16 Häuser an der Bündengasse zum Opfer. Der Grossbrand vom 14. Mai 1868 forderte fünf Häuser an der Kirchstrasse und den Turm der katholischen Kirche, die in der Folge einen neuen Helm erhielt. Die Brandkatastrophen beschleunigten die Siedlungsentwicklung vom Bauern- zum Industriedorf; viele Gebäude mit Strohbedachung wichen solchen mit Ziegelbedachung; vgl. INSA, 27 und 60.

braunen Augen und eleganter Figur. Emil war kleiner, blond und blauäugig, sehr lebhaft, ganz nach Papa geartet. – Zu dieser Zeit hatte das kleine Grenchen schon einen «englischen Klub», dem die Fabrikantensöhne und auch Otto Walter, damals Buchhalter bei [der Uhrenfabrik] Obrecht-Kessler, angehörten. Er wurde von einem Lehrer, der längere Zeit in England war, gelehrt, und es wurde wirklich lebhaft englisch studiert und gesprochen. Als aber mein Bruder Emil mit 20 Jahren nach London zu einem Geschäftsfreunde, Sir Conwey, kam, wurde sein Englisch kaum verstanden! Er verblieb dort mehr als ein Jahr zur Erlernung eines richtigen kaufmännischen Betriebes und *pour le savoir vivre*. – Nachher machte er die Reise Paris-London mehrmals wieder, immer mit Cylinder, grossem Gepäck und der unvermeidlichen Reisedecke auf dem Arm. So reiste man damals nach England. – Grenchen besass zu der Zeit nur ein kleines Bahnhöflein [Bahnhof Grenchen Süd], währenddem jetzt noch ein grösserer Bahnhof «Nord» besteht, von internationaler Bedeutung. Dort holt man sich Bilette direkt nach London-Calais-Dover.²⁷ Meine beiden Brüder kamen nie ohne Seekrankheit aus, im Hin- und Zurückkehren. Die Spuren davon setzten sich in den Kleidern so fest, dass man sie tagelang an der Luft desinfizieren musste.

Indessen kamen auch meine Schwestern, Emmy und Marie, in Pension; Emmy in die Nähe von Neuchâtel in eine kl. Privatpension und Marie zuerst nach St. Aubin, wo sie jedoch bloss zwei Monate lang verblieb: sie

27 Solothurn, Grenchen und Biel mussten sich 1857 mit der Zweiglinie Herzogenbuchsee–Solothurn(-West)–Grenchen(-Süd)–Biel begnügen, die der Volksmund «Buchsibahn» nannte. 1860 wurde die Bielerseelinie weiter nach Yverdon gezogen. Die 1876 eröffnete Gäubahn brachte Grenchen schliesslich die direkte Verbindung zum Eisenbahnknoten Olten. Weitere Juradurchstiche nach dem 1858 eröffneten ersten Hauenstein-Tunnel wurden vor der Jahrhundertwende konzipiert. Die Solothurner Regierung erwog zunächst für die Verbindung Moutier–Solothurn auch eine Variante mit Tunnel-Durchstich in Grenchen, entschied sich dann aber für die Untertunnelung des Weissensteins. 1908 beauftragte das Berner Kantonsparlament den Regierungsrat, zu Händen der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn vom Grenchner Lokalkomitee die Konzession für die Bahn Lengnau–Grenchen–Münster zu übernehmen. Bern wollte unbedingt den neuen Jura-Durchstich als Zubringer für den Lötschberg-tunnel realisieren. Dabei standen für die Trasseeführung in Grenchen verschiedene Varianten zur Diskussion. Die realisierte mit dem Nordbahnhof tangierte das Unterdorf und durchtrennte das Oberdorf. Innert kürzester Zeit mussten zahlreiche Obstgärten und Gärten aufgegeben und sieben Gebäude abgebrochen werden. Der Eisenbahndamm und die Viadukte behinderten den Verkehr im Innern der Siedlung und erschwerten die Erschliessung von Bauland gegen Westen. Der Bau des Grenchenbergtunnels wurde am 6. November 1911 begonnen, der erste fahrplanmässige Zug verkehrte am 1. Oktober 1915; vgl. Martin Illi: Kap. Verkehr, in: Neue Stadtgeschichte Grenchen (erscheint Herbst 2017).



Peter und Anna Maria Obrecht-Schild mit ihren Kindern, v.l.: Lina, Adolf, Marie, Emil, Emma
(Foto ca. 1885, Eigentümer: Klaus Reinhardt, Solothurn)

hatte grenzenlos Heimweh. Nachher kam sie ebenfalls nach Neuchâtel zu einer kleinen Familie und besuchte die Stadtschule (Ecole secondaire). Hier lebte sie sich besser ein. Marie, die Jüngste, durfte in Grenchen auch die dritte Bezirksschulklasse besuchen, wo neben Französisch sogar Englisch gelehrt wurde. Emma betätigte sich, wie schon erwähnt, nach ihrer Heimkehr lebhaft im Haushalt und durfte nebenbei Kurse mitmachen für Weissnähen, Zuschneiden und schöne Handarbeiten. Marie setzte sich gerne zu mir in's Büro, wo sie mir leichtere Arbeiten abnahm.

Bis zum Jahre 1893 bestand unsere Uhrmacherei bloss in einem Atelier, wo die Uhr fertig gemacht wurde, mit vielleicht 50 Arbeitern, eingerechnet diejenigen, welche im Dorfe und Umgebung für uns arbeiteten. Papa und Emil dirigierten da. Emil hatte sich inzwischen mit Fräulein Lina Hugi aus der «Öhle», einer bodenständigen Wirtschaft, verheiratet und wohnte im ehemaligen Caplaneihause.

Ums Jahr 1883 gab's grosse Veränderungen. Zwei Visiteure aus der Fabrik Adolf Girard machten sich selbständig (Kummer und Schwarzentrub) und bauten eine kleine Fabrik in der Schmelze und verlegten sich auf die Fabrikation der Rohwerke Ebauches und Finissages. Die Beiden waren schon Techniker, aber keine grossen Kaufleute und besaßen wenig Betriebskapital. Sie ersuchten meinen Vater zum Beitritt in ihr neues Geschäft. Vater besann sich lange, und auch Mutter war im Anfange gar nicht einverstanden. Schliesslich wurde man doch handelseinig. Papa gab das Capital, vielleicht 50'000 Franken, womit die kleine Fabrik vergrössert wurde. Ungefähr 200 Arbeiter stellte man nach und nach ein. Papa übernahm mit Adolf, der kaum 18 Jahre alt war, die kaufmännische Oberleitung, und die zwei Andern stellten sich für das Technische ein. Die Firma hiess nun: Obrecht, Kummer und Schwarzentrub. Damals blühte die Uhrmacherei noch, und man erzielte schöne Gewinne. Allein die drei Teilhaber, es waren eben ihrer zu viele, lebten nicht im Frieden und es gab stets Differenzen, so dass nach wenigen Jahren an eine Trennung gedacht wurde. Kummer trat zuerst aus und gründete bald eine kleine Fabrik in Bettlach; Schwarzentrub folgte und baute die Anfänge der jetzigen grossen Fabrik Michel auf der Breiten. Kummer und Schwarzentrub, die beiden Teilhaber, machten bei der Trennung ein feines Geschäft. Jedem musste 80'000 Franken ausbezahlt werden, und zudem hatten sie kaufmännisch viel gelernt. Von da an hiess die Firma Obrecht & Cie. (Papa und Adolf). Emil, der ewig Unzufriedene, bekam dann das Atelier im Hause mit allem Drum und dran beinahe geschenkt und beneidete trotzdem Adolf um den Vorzug, in der grösseren Fabrik tätig sein zu können. Von daher rühren und rührten auch die beständigen Reibereien zwischen den beiden, die später zu offener Feindschaft ausarteten.²⁸

28 1882/1883 gründeten Eduard Kummer (bis 1888), Johann Schwarzentrub (bis 1892) und Peter Obrecht sowie dessen Sohn Adolf Obrecht (ab 1888) eine Kollektivgesellschaft (1914 wurde diese in eine Aktiengesellschaft umgewandelt). Ursprünglicher Plan war die Erstellung einer zentralisierten Uhrenfabrik nach amerikanischem Muster, ähnlich wie die der Eterna des Konkurrenten Urs Schild-Rust. Zuerst wurde die Fabrikation von Uhr-Rohwerken (Ebauches)

Im Jahre 1886 verheiratete sich Emma mit Otto Walter von Mümliswil, derzeit Buchhalter im Konkurrenzgeschäft Obrecht-Kessler in Grenchen. Otto Walter begann seine Carrière bei meinem Onkel, Urs Schild, als «Mädchen für alles» und wurde dort in die Buchhaltung einer Grossfirma eingeführt. Später trat er bei Obrecht-Kessler ein und wurde seine rechte Hand. Er sandte ihn auch für ein Jahr nach London und hätte ihm, wie Otto meinte, später die Fabrik übergeben, wenn er die Nichte des Prinzipals geheiratet hätte. Allein Otto hatte schon längst sein Auge auf die schöne Emma Obrecht geworfen. – Emma spielte anfangs die Unnahbare, gab aber schliesslich doch ihr Jawort. Papa war absolut nicht einverstanden. Otto war wohl ein solider junger Mann von 30 Jahren, hatte aber kein Geld und keine befriedigende Position. Da kam den beiden jungen Leuten ein Zufall zu Hilfe: Die alte Kammfabrik in Mümliswil, damals im Konkurse und von der Gemeinde weitergeführt, wurde zum Kaufe ausgeschrieben. Vater Walter, von Haus aus Kammacher [...], in Selzach wohnhaft, machte seinen Sohn auf diese gute Gelegenheit aufmerksam. Otto war sofort Feuer und Flamme und beriet sich mit meinem Vater wegen der Uebernahme des Geschäftes (die einzige Kammfabrik in der Schweiz).

Nach langem Zögern und nur durch Zureden meiner Mutter entschloss er sich doch, mit Rat und Tat und Bürgschaften dem zukünftigen Schwiegersohn zu helfen und die Fabrik, übrigens ganz verlottert, sowie das 200 Jahre alte Wohnhaus dazu, zu kaufen, um den fabelhaft billigen Preis von 70'000 Franken. – Die Verlobung der beiden Leutchen wurde zu Weihnachten gefeiert, und die Hochzeit fand schon am 15. Februar darauf statt, weil Otto Walter sofort in Mümliswil die Zügel in die Hand nehmen musste. Mit Hilfe seines Cousins, Erwin Walter, der als Buchhalter im alten Geschäfte tätig war, lebte er sich gut ein und unternahm sofort allerlei Veränderungen und Verbesserungen. Otto erwies sich bald als versierter Geschäftsmann, und als guter Zeichner entwarf er rasch neue Modelle, die er persönlich in weiten Geschäftsreisen seiner Kundschaft vorführte. Das Geschäft florierte und beschäftigte anfangs 70-100 Arbeiter (vor der Kriegszeit 300-400).²⁹

und die Endmontage aufgenommen (Finissage), ab 1891 auf die Produktion billiger Massenartikel (Roskopfhren) umgestellt. Ab 1913 hiess die Firma Obrecht & Co. (Peter und Adolf Obrecht). 1914 unterhielt die AG Filialen in Deitingen, Bludenz und Como und beschäftigte 1500 Arbeiter bei einer täglichen Produktion von 6000 Uhren und Uhrwerken. Die Firma erlosch 1922 mit dem Konkurs. Vgl. INSA, 29.

29 Die Anfänge der Kammacherei in Mümliswil gehen bis ins 18. Jahrhundert zurück, das Gewerbe blieb während mehr als 160 Jahren in den Händen der



Hintere Reihe von links: Walter Flüeler-Walter, Max Walter-Feigel, Erwin Girard-Walter, Steffi Glutz-Walter, Otto Walter-Glutz, Victor Glutz-Walter, Hans Walter-Hoffmann, Adolph Walter-Oswald.
Sitzend vordere Reihe von links: Cécile Walter-Glutz, Margrith Walter-Feigel, Elsa Flüeler-Walter, Emma Walter-Obrecht, Otto Walter-Obrecht, Hanni Girard-Walter, Maria Scherer-Walter, Fanny Walter-Oswald.

(Foto o. J., Eigentümer: Vreni und Urs Jaeggi-Scherer, Mümliswil)

Familie Walter. 1862/63 wurde am Dorfrand ein Fabrikgebäude erstellt, 1870 das Gelände einer ehemaligen Papiermühle am Dorfrand erworben, was die Grundlage für die erste moderne Kammfabrik in der Schweiz bildete. Nach einer schweren Krise und dem Selbstmord des Familiennachfolgers übernahm die Gemeinde Mümliswil die Geschicke der Fabrik, sodass die Arbeitsplätze erhalten werden konnten. 1887 erwarb der Urenkel des Fabrikgründers, Otto Walter-Obrecht (1856–1941) mit finanzieller Unterstützung seines Schwiegervaters Peter Obrecht die Fabrik, die danach einen raschen Aufschwung erlebte, auf verschiedenen Kontinenten Niederlassungen gründete und Absatzmärkte erschloss. Zum illustren Kundenkreis gehörten nebst verschiedenen europäischen Adelshäusern der spanische Hof und die englische Königin Victoria. Vgl. http://www.haarundkamm.ch/fileadmin/redaktion/Kammfabrik_Muemliswil_01.pdf sowie Erwin Walter: Für Kammfabrik und Politik 1886–1888, hg. v. Chlaus Walter, Meilen 2009, 90 ff. Dort sind als Verkaufspreis der Fabrik 80'000 Franken genannt.

Im Jahre 1889 starb unsere Mutter nach kurzer Krankheit (tuberkulöse Lungenentzündung). Das war der schwerste Schlag, der unsere Familie treffen konnte, war sie doch die Seele des Hauses, die alles zusammenhielt. Emil und Emma waren verheiratet, Adolf bereits verlobt mit Mathilde Schwendimann von Solothurn. Auf mir, der Ältern, ruhte nun die Last des Haushaltes. Es wurde mir nicht leicht gemacht. Papa war durch den Hinschied der Mutter ein bärbeissiger Mann geworden, der überall etwas auszusetzen hatte. Marie, die Jüngere, war unerfahren und durch den Verlust der Mutter mitgenommen. Sie musste sich aufraffen: ich lehrte sie kochen und den Haushalt weiterführen, so gut ich es selber konnte. – Hier muss ich gestehen, dass ich mich stets lieber im Haushalt beschäftigt hätte, als im Geschäft. Ich lernte mit Feuereifer die Kochkunst aus Büchern in meiner freien Zeit und gab Marie nach gutem Wissen und Gewissen von dem Gelernten ab. – Sie war eine sehr gelehrige Schülerin, die bald tadellos kochen konnte. Papa war beim Tode der Mutter erst 55 Jahre alt, sehr gut conserviert und jung und lebhaft. Kein Wunder, dass in der Folge Heiratsprojekte auftauchten. Marie und ich, auch Adolf, der noch ein Jahr daheim war, wir drei hatten es nicht leicht. An eine Stiefmutter dachten wir nur mit Widerwillen. – Aber es kam dennoch, und schliesslich zu unser aller Zufriedenheit. Er vermählte sich im Sommer 1895 mit der verwitweten Schwester unseres Pfarrers Silvan Walser, der Frau Anna Gast-Walser, als ich 36 Jahre alt war. Vater war damals 61 Jahre alt und die junge Frau 46. Glücklicherweise, für mich und meine jüngere Schwester, siedelte das Paar nach Solothurn über, zuerst in Miete, und nach kurzer Zeit kaufte Papa das Haus Brunner an der Wengistrasse, ein nettes, kleines Heim. Die Schwester unserer Stiefmutter, Pauline Walser, zog mit ihnen und führte eigentlich den jungen Haushalt. Inzwischen verheiratete sich auch Bruder Adolf, 25 Jahre alt, mit Mathilde Schwendimann von Solothurn, einer Tochter des Buchdruckers Schwendimann (Vorläufer der jetzigen «Union» Solothurn). Er bewohnte mit seiner jungen Frau das Haus, das Papa zu diesem Zwecke in der Schmelze, gegenüber der Fabrik, gebaut hatte. – Schon vor der zweiten Heirat übergab endlich Papa die Spar- und Leihkasse Grenchen dem Verwaltungsrate, und ich war frei, pflichtenlos und fühlte mich nach den langen Jahren der Arbeit doch nicht glücklich. Ich war zu sehr systematisches Arbeiten gewöhnt. Ich wollte vorerst ausruhen, denn ich stand gesundheitlich mehr als je auf dem quivive. Die Ruhe dauerte aber nicht lange.

In Grenchen war es Usus, dass neben oder bei Fabriken ein Verkaufslokal, eigentlich eine Art Consum, bestand. Tante Adolf Schild betrieb seit Jahren ein gut rentierendes Geschäft; das sollte uns, nämlich der Fabrik Obrecht & Cie., zum Vorbild dienen. – Papa und Bruder Adolf konnten es nicht sehen und begreifen, dass ich, die Älteste, meine Kräfte und Gaben brach liegen liess. Ich musste neuerdings auf den Damm. Sie projektierten im Hause gegenüber der Fabrik, das nun Adolf bewohnte, ein Kaufmannsgeschäft, speziell für die Bedürfnisse der Arbeiter, und das sollte ich, die keinen Deut davon verstund, einrichten und weiterführen.³⁰ Ich tat es, aber mit Widerwillen, der mir wenig nützte. Zuerst die Finanzierung des

30 Im Zeitraum 1850–1910 hatte sich die Bevölkerung in Grenchen fast verfünffacht (von 1581 auf 7073 Einwohnerinnen und Einwohner). Die traditionellen Produktions- und Konsumnetze innerhalb des Dorfs wurden durch die neu entstehende Industrie herausgefordert. Die dort Arbeitenden mussten oft von der Hand in den Mund leben. Aufgrund der Globalisierung des Nahrungsmittelimports durch Schiff und Bahn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im Umfeld einer entstehenden Fabrikarbeiterschaft ohne Möglichkeit, die Nahrungsbedürfnisse durch Eigenproduktion zu decken, ist die Idee der Konsumgenossenschaften entstanden. Erste Gründungen in den Städten Basel und Zürich ebneten ihren Weg auch in kleinere Orte mit Industrie. In Grenchen sind Gehversuche eines Konsumvereins für die Jahre 1867–1874 belegt. Diese frühe Gründung geschah auf die Initiative des Zement- und Uhrenfabrikanten Rudolf Zumstein, der einen Fabrikbetrieb mit einer grossen Zahl Arbeiter befehligte. Auch aufgrund verschiedener Vorbilder in den Städten und Industrieorten des Kantons Solothurn, insbesondere desjenigen von Carl Kottmann in Langendorf, entschieden sich weitere Uhrenindustrielle für die Eröffnung von Fabrikläden, die allerdings nicht der Idee der genossenschaftlichen Selbsthilfe (oder einer patronalen Fürsorge) entsprangen, sondern den Konsumkreislauf der eigenen Arbeiter an die Fabrik binden wollten. Pauline Schild-Hugi führte ab 1879 bis 1919 während mehrerer Jahrzehnte ein Verkaufsgeschäft an der Centralstrasse 27, in dem sie Haushaltsgegenstände, Wäsche, Schuhe und Gewürze verkaufte. Ein ähnliches Sortiment bot Lina Obrecht in der Grenchner Schmelzi gegenüber der Uhrenfabrik ihres Vaters an. Das Geschäftsmodell war profitabel und sorgte für die Beschäftigung der weiblichen Mitglieder der Fabrikantenfamilie; die Fabrikläden stiessen aber vor allem in der Arbeiterpresse auf Kritik: Die Arbeiter würden durch die Abhängigkeit und den Zwang, in den Fabrikläden einzukaufen, zu Sklaven ihrer Patrons. 1898, vergleichsweise spät, hat die Konsumgenossenschaft – als soziales Gegenprinzip zu Fabrikläden und Kleingewerbe – in Grenchen definitiv Fuss gefasst. Vorangegangen war der Gründung der «Allgemeinen Konsumgenossenschaft Grenchen» (AKG) der Zusammenschluss verschiedener Arbeitervereine zum «Allgemeinen Arbeiterverein Grenchen», der 1885 550 Mitglieder, bei über 1000 Fabrikarbeitern und über 4000 Einwohnern, zählte und zu dessen wichtigsten Zielen die Kontrolle der Lebensmittelpreise gehörte. Die Fabrikarbeiter/-innen mussten damals einen vergleichsweise grossen Teil des Tageslohns, bis zu 50% und mehr, für das Essen aufbringen; vgl. Karin Huser: Fabrikherren und betriebliche Wohlfahrt, in: Regierungsrat des Kantons Solothurn (Hg.): Geschichte des Kantons Solothurn, Bd. IV.2, Solothurn 2011, 303 ff. und Fabian Saner: Kap. Gesellschaft und Alltag, in: Stadtgeschichte Grenchen (erscheint Herbst 2017).

Unternehmens: Ein Contocorrent auf den Namen Obrecht-Schild wurde in Solothurn eröffnet, die Schaufenster im Hause Adolf und die untern Lokalitäten für den Verkauf hergerichtet. Und dann gings ans Einkaufen. Zuerst die Spezereien, bei denen mir Tante Emilie, die in Subingen einen kleinen Laden besass, Beraterin war. Dann die Schuhwaren, die ich aus Olten, von Strub-Glutz bezog, die Baumwoll- und Leinenwaren, die Kleiderstoffe für Herren und Damen, Vorhänge, Qinquillerie und Mercerie, zuletzt noch Brod und Wurstwaren und sogar Drogen. All das kaufte ich unter dem Druck der Verhältnisse ein, ohne Bei- und Mithilfe von Sachverständigen. – Ich muss sagen, ich kaufte viel zu viel ein, aber der Herrgott und ein gütiges Geschick bewahrte mich vor grösserem Schaden. Eine Ladentochter aus dem Canton Luzern wurde engagiert, die die Sache verstand – mit der ich aber in der Folge keine guten Erfahrungen machte. Sie war den ganzen Tag im Geschäft, nahm auch die Mahlzeiten dort ein und kam erst am Abend in unser Haus, wo ihr ein Zimmer reserviert war.

Ich selber hatte die Oberleitung, besorgte die Buchhaltung und Correspondenz und war bei den Fabrikzahltagen (alle 14 Tage) immer dabei. Unsere Kundschaft rekrutierte sich ja hauptsächlich aus den Arbeitern (300 – 350) unseres Geschäfts und die Zahlungen mussten immer bei den Zahltagen innegehalten werden. So wurden wir vor grössern Verlusten verschont. Allein es kam auch vor, dass Arbeiter und Arbeiterinnen über Nacht verschwanden und uns das Nachsehen liessen. Trotzdem arbeiteten wir so gut, dass ich den Conto-corrent vor Ablauf eines Jahres nicht mehr benutzen musste. Ich stand ganz auf eigenen Füüssen. – Aber der Geschäftstrubel und der Verkehr mit den Engrosverkäufern und Händlern setzte mir arg zu: ich war auf das alles nicht eingestellt, aber musste ausharren, 3 Jahre lang. Adolf, der ja verheiratet war und im gleichen Hause wohnte, passte schon lange auf die gute Gelegenheit, das Geschäft zu übernehmen. Intrigen setzten ein, bei denen meine Ladentochter und die Buchhalterin Hirt in der Fabrik die grössten Rollen spielten, und die mir schliesslich den Betrieb so verleideten, dass ich gerne auf den Weiterbetrieb verzichtete. Frau Mathilde Schwendimann, Adolfs Frau, übernahm nun mit Vergnügen den gut gehenden Laden. Adolf zahlte mir einige 10'000 Franken aus, sehr wenig eigentlich, aber dem Frieden zuliebe schlug ich ein. – Nun war ich den Rummel los, hatte wieder keine Pflichten mehr und war um 3 Jahre älter geworden und die Nerven haperten gewaltig. Meine jüngere Schwester und ich wohnten nun kurze Zeit allein im Hause und kamen uns vor, wie zwei Königinnen. Papa, der in Solothurn wohnte, kam täglich in die

Fabrik und nahm bei uns das Mittagessen ein. – So ging es fröhlich weiter, bis wir unsern Pfarrer in Miete nehmen mussten, selbstverständlich um Gotteslohn. Kein Vergnügen für Marie und mich zwar, aber wir lebten gegenseitig getrennt und im Frieden. Als das ehemalige Kaplaneihaus umgebaut war, zog der Herr Pfarrer dorthin, und wir waren wieder eine kurze Zeit lang Alleinherrscherinnen.

Papa hatte keine Ruhe, es musste verdient werden. Es gab nun einen Mieter ins Parterre (Strausak), der zugleich den Stall und die Scheune benutzte. Und das blieb so, sehr zu unserem Missvergnügen, bis zur Heirat meiner Schwester. – Aber vorher geschah noch allerlei. – Marie besorgte bis anhin den kleinen Haushalt; ich hatte die Aufsicht über Garten und Pflanzereien, das aber genügte, dieses «Schlaraffenleben», wie Papa und die Brüder betonten, nicht. Nach langem Hin- und Herreden musste sich meine Schwester dazu bequemen, in der Fabrik den Posten einer Controlleurin zu übernehmen (Arbeit einteilen) und sie tat es, einige Jahre lang, bis eben zu ihrer Verheiratung. Ich war nun wieder Köchin, Haushälterin, mit einer 15-jährigen Aushilfe. – Das schöne Leben war vorbei. Ruhe durfte nie sein bei uns. Es musste stets für genügende Beschäftigung gesorgt werden.

Emma in Mümliswyl war unterdessen schon Mutter von drei Knaben geworden. – Ich hatte das oft zweifelhafte Vergnügen, die ältesten Jungen, Adolf und Otto³¹ in die Ferien zu nehmen. Die machten schon Betrieb im Haus. Dolfi mühte sich schon frühe damit ab, das Klavier auseinanderzunehmen und nach dem «Ton» zu suchen. Otti las viel, schon als Erstklässler die «Roma». – Es waren wilde, aber aufgeweckte Burschen, die ich oft wochen- und wochenlang betreute. Dazu kamen dann noch die ältesten Kinder Emils, Elsa und Emil.³² Man sieht, ich hatte stets genügend Beschäftigung und Arbeit, die ja das Leben süß machen soll. Es ist ja schön, Pflichten erfüllen zu können, aber auch immer nur für andere da zu sein, ist schliesslich weniger schön. – Mensch bleibt man immer, und bis dahin war mein Leben bloss durch Pflichten ausgefüllt. Wo blieb der Sonnenschein und ein wenig Glück, das ich ersehnte und, wie ich glaube, auch verdient hätte! Aber ich war kein Glückskind, es kam später noch schlimmer: ich

31 Adolf Walter (1887–1988), Kaufmann; Otto Walter (1889–1944), Verleger und Politiker, 1917–1937 konservativer Kantonsrat, 1925–1939 Solothurner Nationalrat und 1932–1938 kantonaler Parteipräsident der Konservativen; vgl. Historisches Lexikon der Schweiz, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D3088.php.

32 Elsa Obrecht (1886–1918), ab 1918 verheiratet mit Josef Viktor Glutz (1885–1961); Emil Obrecht (1887–1968), Kaufmann.

war wirklich nur für andere auf der Welt. War das Vorbestimmung?

Bruder Emil hatte sich inzwischen ein Haus gebaut, das er bis zu seinem Tode bewohnte. Da musste ich auch wieder aushelfen. Er wusste, dass ich Geld verdient hatte, kam eines schönen Tages mit der Bitte zu mir, ihm auf sein Haus 10'000 fr zu leihen, zu 4 %, gegen hypothekarische Sicherheit. Ich tat es, sehr zu meinem Schaden, wie ich später erfahren musste. Das Vermögen von Papa, das sich durch den Fabrikbetrieb sehr vermehrt hatte, war eben zum grössten Teil in der Fabrik selber angelegt. – Nach seiner zweiten Heirat zog er sich mehr und mehr vom Geschäfte zurück und überliess Adolf schliesslich die ganze Leitung. – Es ging ja alles gut: Adolf galt als tüchtiger Kaufmann, war bloss zu sehr Optimist und Draufgänger! Für das väterliche Vermögen wurden Obligationen zu je 5000 Franken ausgegeben, leider ohne alle Sicherheit. Meine Schwester und ich erhielten jede ungefähr 60'000 Franken, verzinsbar zu 5%. – Wir glaubten uns dadurch versorgt. – Emil, resp. seine Frau, konnten den Aufstieg Adolfs und des Geschäftes überhaupt nicht vertragen. Es setzten so arge Differenzen ein, dass die Brüder schliesslich fast wie Todfeinde lebten. – Emil übernahm dann, mit Papas Credit, die ehemalige Fabrik Adolf Girard, mit ungefähr 150 Arbeitern. Er arbeitete vorsichtig und gut, hauptsächlich nach England und Polen, währenddem Adolf die billigen Rosskopfhren haufenweise herstellte und damit längere Zeit gute Geschäfte machte. – Als ich nun schon einige Zeit in Olten weilte, was Emil wieder nicht recht war, der Finanzen wegen, schickte er mir eines Tages, ohne Voranzeige, zwei Obligationen zu je 5000 Franken der Fabrik O[brecht] & Cie. zu, mit dem Ersuchen, ihm seinen Schuldschein von 10'000 fr dafür einzutauschen, sehr kategorisch. Ich war damals krank, konnte mich nicht wehren, und gab in dummer Güte nach. – Auch diese fr 10'000 gingen selbstverständlich beim Konkurse der Fabrik O[brecht] & Cie. verloren, wie alles andere. Mein Bruder lachte sich noch in's Fäustchen – ja es waren damals schreckliche Zeiten, alles gegeneinander, auch die Walter in Mümliswil. Später mehr darüber.

Emil war damals schon Vater von vier Kindern: Elsa, Emil, Paul, Max.³³ – Dann kam noch, als Nesthäkchen, Stephy, dazu. – Hier setzte ein neues Capitel ein! Er hatte eine Gotte nötig; ich war schon der ältern Patin, der Elsa, die mir sehr lieb wurde und die ich einmal ein ganzes Jahr lang bei

33 Paul Obrecht (1889–1911); Max Obrecht (1894–1965), Fürsprech und Notar, 1930–1961 Regierungsrat der Solothurner Volkspartei (der Katholisch-Konservativen als Vorgängerin der CVP).



Erste Reihe, v.l.: Marie Reinhardt-Obrecht, Lina Obrecht, Adolf Obrecht jun., Mathilde Obrecht-Schwendimann, Adolf Obrecht-Schwendimann, Anna Obrecht-Gast geb. Walser, Peter Obrecht-Schild, Hans Reinhardt-Obrecht; zweite Reihe, erste v.l.: Emma Walter-Obrecht; zuoberst v.l. Emil Obrecht-Hugi (in Uniform), Otto Walter-Obrecht
(Foto vom 27. September 1908, Eigentümer: Klaus Reinhardt, Solothurn)

mir hatte (nach Marie's Heirat). Zu der Gotte sollte ein passender Götti gefunden werden, um, wie er sagte, Marie zu verheiraten, damit nicht zwei alte Jungfern in der Familie seien! Er machte verschiedene Vorschläge, die aber nicht die Billigung der zukünftigen Gotte fanden. Schliesslich erinnerte er sich eines Waffenkameraden von Olten, Hans Reinhardt, Amtschreiber, der schon ein wenig ältlich sei, über 40 Jahre, aber ein flotter Junggeselle und guter Katholik. – Der «gute Katholik», das galt bei meiner Schwester mehr als alles andere. – Er wurde angefragt, sagte gleich zu, und erschien im Wichs, mit braunem Mantel und Cylinder, fein behandschuht, zur Taufe. Meiner Schwester schien er gleich zu gefallen, bloss fand sie ihn äusserst wortkarg und gesellschaftlich nicht auf der Höhe, obwohl er nach der Tafel die «Geschichte von der Ofenklappe» zum Besten gab.

Ich war damals bald Ende 30, d. h. 38, und spielte die mütterliche Rolle, die mir gut sass. Ich dachte ja nicht mehr ans Heiraten. Man denke, ich war nicht besonders anziehend, sehr blass, sehr schlank, 83 Pfund schwer und gesundheitlich stets auf dem quivive. – Ich gönnte meiner Schwester die Acquisition von Herzen: sie musste aber lange warten, bis sich der alte Junggeselle zu einer Anfrage entschliessen konnte, fast zwei Jahre lang. – Er überlegte sich's eben gründlich, fand erst spät, anlässlich einer Lourdeswallfahrt nach Einsiedeln, den Mut zu einer Annäherung und schliesslich doch zu einer Anfrage, die freudigen Anklang fand. Ich weilte damals zur Soolbadkur in Rheinfelden,³⁴ erhielt eines schönen Morgens vom Bräutigam die Anzeige seiner Verlobung (mit meiner Schwester), die ich umgehend mit dem Motto quittierte: «und endlich reifen auch die spätesten Früchte».

Das glückliche Brautpaar machte mir dann ihre Visite im Kurort. Ich spendierte Champagner «Veuve Cliquot», so dass der zukünftige Schwager fand, ich sei ein «forscher Kerl». Die Verlobung war im July, schon am 17. Oktober sollte Hochzeit sein. Der Bräutigam hatte es plötzlich sehr eilig, nachdem er sich vorher 12 Jahre lang unter dem Regiment der alten Sophie behaglich fühlte. Sein Vater, H[ans]G[eorg] Reinhardt, Geschäftsmann, war vor einigen Jahren gestorben, sowie auch die einzige Schwester Anna, 44 Jahre alt, nach längerer Krankheit. Der älteste überlebende Bruder (es waren neun Kinder) war damals schon Universitätsprofessor in Freiburg, der «Geschichtsheiri», ein ausserordentlich beliebter und lebhafter Mensch. Mit 25 Jahren amtete er in Luzern am Gymnasium und fand da seine Frau, Marie geb. Bell, aus alter Patrizierfamilie.³⁵

34 Rheinfelden entwickelte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts zum Kurort für Solbäder. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewannen Bädereufenthalte aus medizinischer Sicht an Bedeutung, wobei wohlhabende Bürger Badefahrten und -kuren auch aus gesellschaftlichen Gründen unternahmen. Vom Bäderboom im 19. Jahrhundert, der mit dem Aufkommen des Tourismus einherging, profitierten auch die vielen Solothurner Bäder: Das Bachtelenbad in Grenchen war in der ersten Jahrhunderthälfte ein Anziehungsort über die Sprach- und die Landesgrenzen hinaus. Aufgrund der verbesserten medizinischen und sanitarischen Versorgung ab Ende des 19. Jahrhunderts sowie des Baus von kommunalen Badanlagen verloren viele Bäder ihre Funktion; andere – wie Bad Lostorf – vermochten sich zu modernisieren; vgl. Mirjam Moser, Gesundheit und Tourismus: Heilbäder und Kuranstalten, in: Geschichte des Kantons Solothurn Bd. IV.2, Solothurn 2011, 417–421; Historisches Lexikon der Schweiz, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D1803.php>.

35 Heinrich Reinhardt (1855–1906), Mitgründer der Universität Freiburg i. Ü. und da 1889–1906 Professor für neuere Geschichte, 1890–91 Rektor. Seine historischen Arbeiten zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts sind von einem dezidiert katholischen Standpunkt geprägt.

Meine Schwester und ich hatten alle Hände voll zu tun, um mit der Aussteuer und allem Drum und Dran fertig zu werden. – Unser Vater, sonst sehr skeptisch, war merkwürdigerweise mit der Wahl seiner Tochter einverstanden, und liess sich auch mit der Ausstattung nicht lumpen. Marie erhielt so ziemlich alles, was und wie sie es sich wünschte, schöne Möbel, die in das kleine Haus, das der Bräutigam bewohnte, nicht recht passen wollten. Aber eben, «Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar»! Meine Schwester brachte zudem in 5% Obligationen der Fabrik ungefähr 60'000 Franken mit in die Ehe. – Schwager Hans war Amtschreiber (seit seinem 25. Jahre) und bezog als solcher die riesige Summe von 2400 fr, nicht viel, aber es musste für den Anfang reichen. – Die Hochzeit fand, nach Wunsch der Braut, in Grenchen mit ziemlichem Pomp statt. Ausser unserer Familie, auch eine Kindergruppe (Dolfi Walter, Elsa Obrecht und Mini und Adolf Obrecht). Meine Schwester war eine hübsche Braut, aber eine tränenreiche. Ich sollte Brautführerin sein, lehnte aber diese Ehre meines «Schwabenalters» wegen (39 Jahre) ab – behielt mir aber vor, dem ältesten Jungen Gotte zu sein! Brautführerin war dann unsere Cousine, Liseli Girard, und Brautführer ein Freund des Schwagers, Hr. von Matt von Stans.

Die Kirche in Grenchen war von Freundeshand schön dekoriert. Frau Dr. Amiet-Engel (jetzt Frau Tröndle) sang das Ave Maria von Gounod mit Begleitung ihres Gemahls (Violine). Bruder Adolf liess es sich nicht nehmen, seine jüngste Schwester und Mitarbeiterin in einem feinen Zweispänner, weiss ausgeschlagen, zur Trauung zu führen. Die übrigen Wagen waren entsprechend dekoriert. Das Hochzeitsdiner wurde im ehemaligen Institut Breitenstein [sic!], jetzt wieder Grenchenbad, serviert. Die Damen erschienen sämtlich in eleganten Toiletten (ich trug blaugrau, ein Kleid mit Schleppe, wie es damals Mode war), und hatte als Cavalier einen Freund des Bräutigams, Herr Wirz, Buchhalter der Fabrik Strub in Olten. Wir passten schlecht zusammen, er gross und fest, ich klein und zierlich, fanden uns auch bei der Tafel nicht so recht heimisch: er war äusserst wortkarg, und ich war müde und abgearbeitet durch die Vorbereitungen zur Hochzeit, die ja doch alle auf mir ruhten. Geladen waren ebenfalls, ausser unserem damaligen Pfarrer Kocher, Pfarrer Jeker von Olten und Dompropst Schwendimann von Solothurn, damals Pfarrer in Deitingen. Das Brautpaar verschwand, wie üblich, gegen Abend, reiste vorerst nach Neuchâtel und anschliessend zu längerer Tour an die Riviera und Lourdes. – Marie konnte sich schwer in Olten und im neuen Haus eingewöhnen. Die

Oltner sind eine eigene, zugeknöpfte Rasse; Grenchen ist lebhafter, mit viel französischem Einschlag. Die alte Sophie blieb bei dem jungen Paare als Haushälterin, wie vorher, so dass die junge Frau wenig zu tun fand. Ich wurde dann ab und zu zu Besuchen aufgefordert, fand mich aber auch nicht so recht in's neue Milieu. – Ich selber, nun ganz verwaist, musste in Grenchen zurückbleiben, als «letzte Rose». Alle andern waren ausgeflogen und hatten sich behagliche Nester gebaut. – Glaubt man, dass dieser Schluss mir leicht geworden?

Ich im ersten Stock unseres alten Wohnhauses, im Parterre einen unangenehmen Mieter, ohne rechten Zusammenhang mit den Familien meiner Brüder, und so ziemlich ohne Freundschaften! – Hätte ich nicht ab und zu die 2-3 Buben von Mümliswil in den Ferien betreuen können, ich wäre zu Grunde gegangen: ich sehnte mich nach Pflichten – allein ich sehnte mich nicht nach dem, was jetzt kam. Ein Jahr lang lebte ich allein für mich; wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich die Nachricht, mein Vater habe sein Haus in Solothurn wegen Zwistigkeiten mit den Nachbarn verkauft, und er beabsichtige wieder mit Frau Schwägerin nach Grenchen zu kommen. Ich wusste zum vorneherein, was das bedeutete: mit einer Stiefmutter und ihrer klatschsüchtigen Schwester konnte ich nicht auskommen. – Und so kam es auch. Nachdem Haus, Logis und Garten schön renoviert worden, zog das «junge» Paar ein. – Ich wurde in die Ecke gestellt, hatte keinen Verkehr mit ihnen und wurde nicht einmal an Sonntagen zu Tische geladen. – Ich war verzweifelt und meldete mich in Mümliswil zu längerem Besuche an. Dort verblieb ich einige Monate, wurde im Verlauf meines Aufenthaltes schwer krank (Brustfellentzündung), so dass ich das erste Mal in meinem Leben nach dem Süden geschickt wurde, nach Lugano, und zwar im Winter, Ende Januar. Dort schneite es, wie bei uns, war kalt und unfreundlich, und in meiner Pension (Meister) fehlte alles Behagliche. Ich erholte mich schwer und kehrte wieder nach Mümliswil zurück. – Man plante dort gerade den Bau des neuen Wohnhauses und wünschte, dass ich in Mümliswil bliebe und das alte Haus übernehme. Mit Schwester und Schwager in Olten beriet ich mich darüber. Beide waren nicht einverstanden und gaben mir zu verstehen, dass ich eher bei ihnen in Olten Wohnung nehmen möchte. Es gab deswegen Differenzen in Mümliswil, so dass mich Schwager Hans nach Olten holte. – Inzwischen war's doch auch meinem Vater in Grenchen nicht ganz recht, dass ich eigentlich heimatlos geworden durch ihn. – Man

war der Ansicht und sprach auch den Wunsch aus, ich möchte mein Logis wieder beziehen und abwarten. In Olten war man unglücklich, dass der Storch noch nicht seine Visitenkarte abgegeben.

Meine Schwester liess sich in der «Victoria» in Bern behandeln, die so gut wirkte, dass sich nach Monaten ein junger Erdenbürger per Telegramm bei der zukünftigen Gotte mit den Worten meldete: er zeige mir seine glückliche Ankunft in diesem Erdental an, «1900, den 6 July». – Ich war sehr erfreut, ging mir den kleinen Hansli ansehen und fand einen weinenden Kerl mit langen, mageren Beinchen, der die Nacht zum Tage machte und das Haus voll schrie, sehr zur Verzweiflung seiner alten Wärterin. Er wurde auf die Namen Hans Georg Heinrich³⁶ getauft: Prof. Heinrich Reinhardt in Freiburg war Pate und ich das Gotti, welcher Name mir von da an verblieb. Hansli wurde im alten Hause geboren. Kurz darauf kaufte aber mein Schwager das schöne Heim in Olten-Hammer, das mit Erker und Veranda einen stattlichen Eindruck machte. Nun legte man mir den Gedanken nahe, ganz nach Olten zu ziehen und das Parterre-Logis im neuen Hause zu übernehmen. Ich tat es, weil ich nichts Besseres wusste. Und lebte dort 8 Jahre lang, immer mit tiefem Heimweh im Herzen nach Grenchen und meinem Vaterhause.³⁷ Der einzige Trost waren die Kinder, die nach und nach anrückten. Nach 3 Jahren kam Heiri und wieder 2 Jahre später Maria, «Meiti» genannt, und wieder 3 Jahre nachher traf Max ein, ein ungesunder kleiner Schreihals.³⁸ Leider waren die Kinder alle nicht sehr gesund. Hansli entwickelte sich zu einem bildhübschen Kerlchen mit dunkeln Augen und hellen blonden Haaren. Heireli, ein besonders lieber Junge, war ebenfalls hübsch, und auch »Meiti« durfte sich sehen lassen. – Merkwürdig ist, dass alle Reinhardt-Kinder mit blauen Augen zur Welt kamen, die erst später dunkel wurden. – Hansli bekam mit 2 Jahren den «blauen Husten», der den armen Kleinen schrecklich plagte und der den Grund zu seinem Asthma legte. Armer, lieber Hansli, der von da an gesundheitlich stets auf dem quivive blieb und alle Kinderkrankheiten, ja mehrere Male Lungen- und Brustfellentzündungen durchmachte. Er musste mit kaum 6 Jahren schon in die Kinderklinik [...] in Unterägeri

36 Hans Reinhardt (1900–1966), Vizedirektor der damaligen Zürich-Versicherung.

37 Das Einwohnerregister Olten (StAO GA 02.12.13) verzeichnet den Aufenthalt von Lina Obrecht bei Oberrichter Hans Reinhardt in Olten von 1902 bis 1909.

38 Heinrich Reinhardt (1903–1973), Professor für Deutsch und Englisch an der Kantonsschule Solothurn, 1941 Abteilungsvorsteher, ab 1946 bis 1949 Rektor des Gymnasiuns; Maria Reinhardt (1905–1974), Fürsorgerin bei der Stadt Solothurn; Max Reinhardt (1907–1967), Kaufmann.

verbracht werden. – Ich sehe ihn noch, wie er beim Ankleiden weinte und weinend fragte: «warum muss ich schon fort, ich bin ja noch so klein»!

Dort blieb er ein ganzes Jahr, sollte abgehärtet werden, bekam aber von der «Abhärtung» nochmals eine ganz schwere Lungenentzündung, so dass Papa und Mama, mitten im Winter, schleunigst zu ihm berufen wurden. Bei meinem spätern Besuche fand ich, dass er dort bei den vielen Kindern eher vernachlässigt wurde. Man holte ihn dann heim, leider doch nicht gesund: das Asthma blieb. – Heiri war auch zart, aber doch gesünder als Hans und ein gar lieber Junge. Ich fand da bei den Kindern (Meiti kam auch dazu) Pflichten genug. Hansli und Heiri half ich aufzupäppeln. Nachher kam dann neben der Köchin noch ein Kindermädchen dazu. – Die alte Magd Sophie hatte sich inzwischen mit einem Eisenbähnler verheiratet, kam aber täglich ins Haus, um mit den Kindern zu spielen und überall auszuhelfen. Hansli war ihr besonders ans Herz gewachsen. Wo er auch sein mochte bei seinen vielen Kuren, sie besuchte ihn mit ihrem Manne, nie ohne Chocolate mitzubringen. – Mit Hansli, Heiri und auch Meiti im Kinderwagen zog ich oft mit der Christine, der späteren Magd, an schönen Nachmittagen aus, gewöhnlich nach Wangen, ins Lourdes-Kirchlein, wo Hans freudig betete, Heiri jedoch lieber draussen blieb, um der Eisenbahn nachzuschauen. Als ich 45 Jahre alt war, hatte ich das Missgeschick, meine rechte Hand bei einem Fall im Schlafzimmer zu brechen. Sonst schon schwächlich, war das Unglück desto grösser für mich und ich konnte mich fast nicht mehr erholen, trotz der täglichen guten Pflege von Dr. Munzinger, dem Hausarzt, dem Witwer meiner Cousine Schild von Grenchen.

Schliesslich schickte er mich zur Soolbadkur nach Rheinfeldern (15. Mai), wo ich früher schon einmal weilte, ins Hotel Schützen. Dort wurde die kranke Hand durch den Kurarzt täglich massiert, besserte sich, allein das Schreiben wurde mir noch beschwerlich. Das nächste Jahr ging ich wieder hin und wurde so gut massiert, dass der Arzt nicht bloss die Hand, sondern die ganze Person behalten wollte. Ich dagegen sträubte mich: ich war nicht heiratslustig – aber schliesslich (ich war ja innerlich so einsam) hätte ich nachgegeben, wenn der Doctor nicht altkatholisch gewesen wäre. Nun, es hat nicht sollen sein, er bekam in der Folge leichte Schlaganfälle, die allen Hoffnungen ein Ende machten. Es war mir bestimmt, «alte Jungfer» zu bleiben und für andere zu sorgen.

Wenn ich es nicht gewusst hätte, wurde es mir doch klar: während eines weiteren Kuraufenthaltes dort telephonierte mir meine Schwester

Marie von Olten her, Hansli müsse sich einer Mandeloperation in Basel unterziehen, und ich möchte ihn doch begleiten und einige Tage bei ihm bleiben, Vater Hans komme auch mit. Selbstverständlich unterbrach ich meine Kur und ging mit. – Ich litt dort mit Hansli (er war 7 Jahre alt), er konnte keine Nacht schlafen und war furchtbar nervös und aufgeregt. So blieb er 14 Tage lang in der Klinik Högler in Basel, bis Mama ihn abholte. – Ich fuhr nochmals nach Rheinfelden zurück, um meine Kur zu beenden.

Zur Zeit, als in Solothurn das grosse Studentenfest des Schweizerischen Studentenvereins³⁹ gefeiert wurde (mein Schwager Hans und sein Bruder, Prof. Heinrich Reinhardt, waren auch dabei), zogen wir, d. h. Mama Marie, die Magd Christine, ich und die Kinder Hans, Heiri und Meiti, auf den Bleichenberg in die Ferien. Hans war damals 5 Jahre alt, Heiri 2 und Meiti lag noch in der Wiege. Es wäre schön gewesen, wenn meine Schwester, die Ueberängstliche, die Kinder, aus Furcht vor Erkältungen, nicht zu wenig ins Freie gelassen hätte. – Hier muss ich noch nachtragen, dass ich, noch bevor ich endgültig nach Olten kam, einen Nervenzusammenbruch erlitt, der mich zwang, zu einer längeren Kur ins Krankenhaus Victoria in Bern zu ziehen. Hier musste ich unter Dr. Conrad eine Liege- und sog. Mastkur durchmachen (ich war bloss 80 Pfund schwer), 6 Wochen lang im Bette liegend, ohne andere Gesellschaft als den Arzt. – Darauf folgten Beschäftigungen in Handarbeiten (Kindersachen) und schliesslich durfte ich, nur unter Controlle des Doctors, schriftliche Uebersetzungen besorgen, die vielleicht druckreif gewesen wären. – Allein, sie liegen seither immer noch in meinem Schreibtisch in Solothurn! Die Kur dauerte 3 Monate und ich habe in dieser Zeit 15 Pfund zugenommen. Ich benutzte die gleiche Nerven- und Liegekur noch 2 Mal nachher, aber von Olten aus, einmal gerade am 28. März, als Meiti, als drittes Kind Reinhardt, ankam.

39 Dieses fand 1905 statt. Der Schweizerische Studentenverein (StV) wurde 1841 mit dem Ziel gegründet, alle konservativ denkenden Studenten katholischer und zunächst auch reformierter Konfession zu sammeln. Aufgrund der in den 1840er-Jahren einsetzenden Konfessionalisierung der Politik sowie als Folge der Niederlage des Sonderbunds organisierten sich im Studentenverein nach 1848 junge Publizisten, Juristen und Theologen als neue katholische Elite, die sich auf den Boden der neuen Bundesverfassung stellte und das katholisch-konservative Zeitungs-, Vereins- und Parteiwesen wieder aufbaute. Die alljährlich in katholischen Kleinstädten organisierten Zentralfeste stärkten den nationalen Zusammenhalt dieser neuen Elite nachhaltig. Als Folge des Kulturkampfes bekannte sich der Studentenverein 1873 zur römisch-katholischen Kirche. Weltanschaulich grenzte sich der Verein zunächst vom Freisinn, später vor allem vom Sozialismus ab; vgl. Historisches Lexikon der Schweiz, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16442.php.

Hansli sollte nun die Schule besuchen, vertrug es aber nicht, und wurde dann durch die Lehrerin in Olten privatim unterrichtet. So ging es auch, als wir nach Jahren nach Solothurn zogen. Hans musste immer wieder aussetzen und hatte in der Folge stets Privatlehrer (Flury und Stebler). Er profitierte gut davon und war jedenfalls seinen Altersgenossen weit voraus. Er zeichnete und malte auch ganz ordentlich, wurde sogar schon mit der Politik bekannt: er war ein frühreifer Junge.

Ein neues Capitel: Hans Reinhardt, immer noch Amtschreiber von Olten und unersetzlicher Organist und Gesangsdirektor des Kirchenchores, hätte Regierungsrat in Solothurn werden können, lehnte aber zu Gunsten von Dr. Hartmann ab.⁴⁰ – Gleichzeitig wurde durch den Hinschied von Dr. Amiet eine Oberrichterstelle frei, welche dann meinem Schwager⁴¹ zugesprochen wurde. Nun zog er, jahrelang, bis Hansli 9 Jahre alt wurde, täglich in der Frühe gen Solothurn, um abends wieder daheim zu sein. Es war ein aufreibendes Leben, so dass er sich schliesslich entschloss, ganz nach Solothurn zu ziehen. Er verkaufte sein schönes Haus in Olten und erstand in Solothurn das Haus Schwarz [?] an der Bielstrasse 8, damals von Dr. Kottmann bewohnt. Nach vielen Reparaturen und Verbesserungen zogen wir im October ein, ich selbstverständlich mit, als Mieterin des obern Stockes. – Da ging ein neues Leben an: Wir gewöhnten uns bald in Solothurn ein und fühlten uns freier und wohler als in Olten. Während der Umzugszeit war Dr. Munzinger so freundlich, die Kinder: Hans, Heiri, Meiti und Max bei sich aufzunehmen. Max war damals 2 Jahre alt und kam mit dem Kinderwagen vom Bahnhofe her. Ich war gerne in Solothurn und fühlte mich bald ganz heimisch in der alten St. Ursenstadt: in Olten war ich stets fremd, die vielen Jahre hindurch.

Heiri musste nun zur Schule, war aufgeweckt und wusste schon sehr viel, so dass in der 1. und 2. Classe seine Lehrer des Lobes voll waren. Meiti, 4 Jahre alt, war durch einen Ausschlag (Ekzem) bald an den Händen oder im Gesicht, ein enfant terrible geworden, ein kleines «Rühr mich nicht an, oder ich steche Dich». Mich hatten die Buben gern, das Meiti war mir nie hold, weder jung, noch älter! – Hansli war nie gesund, auch in Solothurn nicht; er kam daher zuerst nach Richental, später nach Neu-St. Johann im Toggenburg und dann nach Amden. Er erholte sich nie völlig und machte im 12. Jahre in Solothurn nochmals eine ganz schwere Lungenentzündung

40 Siegfried Hartmann war von 1908 bis 1930 nach Franz Josef Hänggi der zweite Vertreter der Katholisch-Konservativen im Solothurner Regierungsrat.

41 Hans Reinhardt; vgl. Anm. 16.

durch. Zur Erholung nahm ich ihn mit nach Baar und später wieder ins Lostorfbad, wo er Schwefelinhalationen machen musste. Später, mit vielleicht 13 Jahren, kam er ins Lyceum Zuoz. Hier erst war das rechte Klima und auch die richtige Schule für ihn. Ich glaube, er sei, mit Unterbrechung, vielleicht 4 Jahre oben gewesen. Es war ein teurer Aufenthalt, aber er lohnte sich: Hans wurde durch die Höhenluft und den Sport widerstandsfähiger, und die guten Schulen brachten ihn rasch vorwärts. Der Grund zu seinem Wissen wurde hier gelegt.

Später wurde er noch für ein Jahr ins südliche Lugano geschickt, wo er bei Dr. Casella, dem Arzt und Staatsrat, wohnte. Italienisch, wie vorgesehen, lernte er wenig; allein hier fing er mit seiner Schriftstellerei an und schrieb den Anfang seines Büchleins «Schweiz. Wechselrecht». Woher hatte der Junge seine Kenntnisse? Er stöberte wohl zu Hause viel im Arbeitszimmer seines Vaters herum und schmökerte in den juristischen Büchern. Aber das Andere hat ihm der Herrgott im Schlafe gegeben; denn das Büchlein wurde gedruckt und er fand einen Verleger in Basel, der ihm dafür 500 Franken bot. Das Werklein des kaum 17-jährigen wurde gut beurteilt und auch gekauft. Soviel ich weiss, wird es heute noch an Handelsschulen benutzt. Hans schaffte sich mit dem vielen Gelde eine hübsche Bibliothek an, seine Freude und sein Stolz. Lugano bot ihm gesundheitlich nicht das Gewünschte, im Gegenteil: die warme, süssliche Luft war nicht gut für seine kranke Brust und sein Asthma. – Man hörte von Bekannten davon und ich, rasch entschlossen, liess ihn zurückkommen und nahm ihn zu einer längeren Luft- und Wasserkur mit nach Mammern, zu Dr. Ullmann. Vielleicht wären die Kur und der Aufenthalt am schönen Untersee von gutem Erfolg gewesen, wenn er nicht durch die schwere Erkrankung seiner Mama unterbrochen worden wäre. Davon später! –

Im Jahre [sc. 1910] den 17. August kam der Storch nochmals und brachte ein lebhaftes Bürschlein mit, Fritz Martin,⁴² ein Kind mit schrägem Köpflein, das aber bald normal wurde. Ich hatte meine Freude an dem muntern Kerlchen und betreute ihn, wie seine Geschwister. Ein Jahr später im April wurde das Nesthäkchen geboren, ein herzschwaches, zartes Mägdelein, Anneli, das leider nach 5 Tagen den Flug in den Himmel nahm. Zu dieser Zeit erkrankte der 7jährige Heiri an Scharlach, als seine Mama noch im Wochenbett lag. Dr. Kottmann war dafür, dass das Kind in den Spital

42 Fritz Reinhardt (1910–1991), Fürsprech und Notar in Solothurn.

überführt werde. Mich erbarmte des armen Buben, und ich erbot mich, ihn zu mir zu nehmen, samt einer Krankenschwester. Ich glaube, dass er vielleicht 4-6 Wochen bei mir war. Wir waren ganz abgesondert wegen der Ansteckungsgefahr, und das Essen wurde nur in den Gang gestellt. Heireli war widerstandsfähig, erholte sich unter der guten Pflege zusehends und war bald so weit, Soldaten und «Manoggeli» zeichnen zu können und sogar mit der Schwester zu tanzen! Nach seiner Genesung blieb er noch längere Zeit unter meinem Schutze: wir stellten einen Maialtar auf und suchten an schönen Tagen Blumen dafür. Unterdessen wurde das Krankenzimmer und auch meine übrigen Räume desinfiziert und Bücher und Papiere, die er in Händen hatte, verbrannt. – Man könnte nun glauben, dass ich für alle meine Leistungen in diesem Falle etwelchen Dank geerntet hätte. Gerade das Gegenteil: was in meine Leute gefahren, weiss ich heute noch nicht. Ich wurde unfreundlicher behandelt, als je zuvor (mit Freundlichkeiten wurde ich nie verwöhnt) so dass ich es nicht mehr aushielt und zu einem vielmonatlichen Aufenthalte ins Kurhaus Walchwil übersiedelte. – Wer diese Memoiren liest, dem möchte ich sagen: wenn ihr keine Heimat habt, geht *nie* zu einer verheirateten Schwester und Schwager – man tut nie recht, man ist das fünfte Rad am Wagen, einsamer, als wenn man allein wäre, und man tut nie genug. Die «alte Jungfer» ist ja dafür da, für andere zu sorgen. Dass sie auch ein Herz hat und ein wenig liebebedürftig ist, an das denkt doch niemand! Es hat sie eben keiner gewollt, meint man, und darum ist sie vogelfrei. Was ich gelitten habe unter diesen Verhältnissen, kann nur der ermessen, der Aehnliches durchgemacht hat. Und so lebte ich mehr als 30 Jahre lang – und hätte es doch ändern können – aber ich konnte mich nicht mehr trennen von den Kindern, und schliesslich gewöhnt man sich auch ans Elend!

Dann kam der Weltkrieg 1914, der 4. August. – Ich machte damals meine gewöhnliche Erholungskur im Lostorf-Bad, als ich Ende July in den Zeitungen die Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs Ferdinand von Österreich [sic!] (und Gemahlin) las, ermordet durch gedungene Mörder in Serbien. Das war der Auftakt zu dem schrecklichen Krieg, in welchen schliesslich alle europäischen Staaten verwickelt wurden. Im Bad Lostorf war grosser Trubel. Die Elsässer, Franzosen und die Deutschen reisten Hals über Kopf ab. Koch, Casseroliers etc. Die Schweizer wurden auf Piquet gestellt und machten sich ebenfalls reisebereit. – Mir selber wurde von Solothurn telephoniert: «Komm sofort, bevor der Bahnhof in Olten

und die Züge gesperrt sind».⁴³ – Die schweizerischen Wehrmänner waren schon zum Marsch an die Grenzen aufgeboten. Meine beiden Brüder, Adolf und Emil, beide Oberstleutnants, traf ich schon in Solothurn in Uniform, die sprachen sehr optimistisch von der Dauer des Krieges, «länger, als Wochen, könne es unmöglich gehen» – und nach 4 Jahren erst wurde der Friede erklärt, Friede, der heute noch kein Friede ist!

Bruder Emil wurde das Commando des Berner Regiment 41 übertragen. Bruder Adolf, damals Kriegscommissär, wurde nach St. Gallen commandiert, wo er die Nachricht erhielt, er sei zum Armeekriegskommissär ernannt worden und habe sofort in Bern anzutreten. Das war eine grosse Ehre für ihn, allein er erkannte gleich die grosse Verantwortlichkeit und dachte auch in erster Linie an sein dadurch vergrau[l]tes Geschäft in Grenchen, und an den Schaden, der ihm durch seine Abwesenheit erwachsen konnte. – Aber, das Vaterland rief und er musste annehmen, nachdem ihm noch der Oberstitel zuteil wurde. Ja, wider Willen nahm er an, das weiss ich am besten durch seine Briefe, und kam nach Bern, wo gar nichts vorbereitet war. Er musste sich seine Leute zusammensuchen, Anordnungen treffen etc. etc., und leistete eine Riesenarbeit während mehr als 5 Jahren, zum Wohle des Vaterlandes und der Armee. Dank erntete er in der Folge nicht, im Gegenteil, er wurde in den Zeitungen des In- und Auslandes verlästert und verhöhnt. Auch dem Bundesrat wurde er zu selbständig; zudem war er ein richtiger Arbeiter, was man in Bern, im Bundeshause und sonst nicht begreifen konnte. – Da arbeitet, wie der Volksmund sagt, nur das Holz! – Und zu Hause, in der Fabrik? Da war allerdings ein Direktor, der der Sache nicht gewachsen war und eine Menge Angestellte, Bureaufräulein etc., welche für sich sorgten. Bruder Adolf hatte in Bern keine Ferien: ab und zu, an Samstag und Sonntagen durfte er schnell seine nötigsten Geschäfte in Grenchen besorgen und im Sturmschritt die Fabrikräume besuchen. Diese Hetzjagd setzte dem sonst gesunden Manne so zu, dass er nach Jahren (im Jahre 1920) in Bern einen kleinen Schlaganfall erlitt und bewusstlos vom Pferde stürzte. Hier begann sein Elend und seine schwere Krankheit, von welcher er nicht mehr genesen sollte.

43 Im Eisenbahnknotenpunkt Olten rückte am Nachmittag des 1. August der Landsturm ein, um Strassen, Brücken und Bahnlinien zu bewachen. Da in der Folge die gesamte Armee zur Bewachung der Grenzen aufgeboten wurde, musste der Durchzug grosser Truppenverbände gewährleistet werden. Insgesamt wurden während des Krieges in Olten über 72'000 Offiziere und Mannschaften sowie rund 10'000 Pferde untergebracht; vgl. Einwohnergemeinde Olten (Hg.): Olten 1798–1991. Vom Untertanenstädtchen zum Wirtschaftspol, Olten 1991, 217 ff.

Nach weiteren kleinen Anfällen bekam er Kopfgrippe und Schlafkrankheit, die zuletzt vollständige Lähmung herbeiführte. Er musste noch erleben, dass sein einst blühendes Geschäft fast vollständig lahmgelegt wurde und in Konkurs kam, ein fürchterlicher Schlag für den Mann, der zeitlebens wie ein Tagelöhner gearbeitet hatte und sich selten eine Erholung gönnte. Und auch für uns, die Erben Obrecht, welche ihr väterliches Vermögen in der Fabrik angelegt hatten!⁴⁴

Doch zuvor noch Anderes aus der engern Familie. – Im Jahre 1916 starb unser Vater, 83 Jahre alt, an einem Hirnschlag.⁴⁵ Unsere Stiefmutter war ihm 1913 vorangegangen und war ebenfalls an einem Schlaganfall gestorben, 64-jährig. Nun war seine kleine Villa in der Kapuzinerstrasse verwaist, und meine Brüder und Schwäger wussten nichts Eiligeres zu tun, als sie möglichst rasch zu verkaufen, und zwar eigentlich zu einem Spottpreise (50'000 Franken), das schöne, comfortable Haus mit grossem Garten, welches den doppelten Preis wert war. Bei der Erbschaftsteilung kam es zu gewaltigen Differenzen, die ich lieber nicht näher beschreiben will. Die Familien Reinhardt, Walter und Obrecht kamen so ziemlich auseinander. Erst später renkte sich die Sache teilweise wieder ein, aber die Freundschaft war verschwunden. Ich blieb neutral und mischte mich nicht in die Händel, obwohl ich am meisten geschädigt wurde! – Was will eine Alleinstehende machen, die keinen Rückhalt hat!

Diese Vorgänge bildeten den Auftakt zu unserem Elend und zum grossen Sterben in der Familie. – Wie früher schon bemerkt, war ich im Jahre 1916, nach Papas Ableben, mit meinem Neffen Hans in Mammern, als wir plötzlich die Nachricht erhielten, meine Schwester Marie, Frau Reinhardt,

44 Als Kriegskommissär der Armee während des Ersten Weltkriegs stand Adolf Obrecht im Fokus der Öffentlichkeit, insbesondere durch die Versorgungsschwierigkeiten und die fehlende finanzielle Unterstützung der Soldaten im Aktivdienst während der zwei letzten Kriegsjahre. Die schwere Wirtschaftskrise 1920–1922 und das langjährige Führungsvakuum hatten die Uhrenfirma Obrecht in derart grosse Schwierigkeiten gebracht, dass 1922 zuerst Nachlassstundung verhängt und einige Monate später der Konkurs ausgesprochen werden musste. Obrecht starb 1925 zurückgezogen in Melide im Tessin. Vgl. German Vogt: «Ein fast vergessener Grenchner: Adolf Obrecht», in: Grenchner Jahrbuch 1998, 70 f.; vgl. auch Historisches Lexikon der Schweiz, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D30388.php.

45 Peter Obrecht wurde 83 Jahre alt. Die NZZ (25. 5. 1916) druckte auf Seite 1 (!) einen Nachruf ab, in dem Obrecht als «überzeugter Konservativer, einer der letzten, durch ihre gesellschaftliche Stellung ohne weiteres Zutun einflussreichen Gegner des lärmenden, mit den Sozialisten gelegentlich um die Wette laufenden Flügels der katholisch-konservativen Volkspartei unseres Kantons» charakterisiert wurde.

müsse sich einer Operation unterziehen (Krebs) und wir möchten sofort heimkehren. Schweres befürchtend, reisten wir ab und kamen in Solothurn an, als meine Schwester in der Klinik Kottmann bereits operiert war. Sie hielt sich tapfer, war aber voll trüber Ahnungen, die sich auch verwirklichen sollten. Nach 2 Jahren kam es wieder zu einer Operation, die grosse Schwächezustände zurückliess, ein hoffnungsloser Zustand, wie die Aerzte erklärten. Hans jun. kam dann, oder früher schon, nach St. Gallen, in die Handelshochschule, wo er anno 1919 die Matura machte. – Er wollte ja Kaufmann werden, und es lag ihm, wie er sagte, «im Blut». In Kost und Logis war er bei dem jetzigen Bundesrichter Engeler, wo er auch seine spätere Frau, Fridel Moriell, kennen lernte.

Vorher noch anderes: Im Jahre 1915 erlitt Schwager Hans, anlässlich einer Inspektionsreise in Olten einen kleinen Schlaganfall (Nervenschock), der zu einer langwierigen Krankheit führen sollte. Er wurde gut betreut, während vielleicht 3 Monaten, ohne dass vollständige Genesung erfolgte. Schliesslich riet der Arzt (es war im Herbst 1915) zu einem Kuraufenthalt im Tessin. – Der Kranke war einverstanden, allein da war die Sorge um Reisebegleitung und allfällige Pflege in der Fremde. Meine Schwester, die oft kranke Kinder zu pflegen hatte, (damals wars vielleicht Meiti) konnte sich nicht zum Mitgehen entschliessen. Und was nun? Da erinnerte man sich meiner. Dr. Kottmann (im Namen meiner Leute) bat mich, da ich doch der 15. Nothelfer sei und um des guten Werkes willen, die Pflicht zu übernehmen, den Kranken zu begleiten und bei ihm bis zur Genesung auszuharren. Schweren Herzens willigte ich ein, nachdem man zuvor noch Herrn Renz, damals noch in Olten, zum Mitfahren nach Orselina, bei Locarno, engagiert hatte. Wir fuhren also am St. Ursentage, 1915, bei kaltem Regenwetter, los, mittags, 11 Uhr, und langten abends 6 Uhr in Locarno an. Der Patient hatte die Reise gut überstanden. In Locarno wurden wir mit dem Berichte empfangen, das Hotel Victoria in Orselina, unser Bestimmungsort, sei noch nicht eröffnet, und wir müssten uns inzwischen mit einer kleinen Dépendance (Mon Désir) begnügen. Glücklicherweise war es ein ganz heimeliger Aufenthaltsort, mit schöner Aussicht auf Locarno, guter Bedienung und wenigen Gästen. Wir richteten uns also dort ein (Herr Renz reiste den zweiten Tag ab) bis zur Eröffnung des Kurhauses, den 15. Oktober.

Es gefiel uns aber in der einfachen, netten Villa so gut, dass wir viel lieber dort geblieben wären. Das grosse Hotel Victoria schien meinem Schwager zu vornehm zu sein, aber wir waren dort durch Dr. Kottmann angesagt und mussten eben, am 16. Oktober, einziehen. Nun, das Hotel

liegt ja wunderschön, 1912 neu gebaut, mit Ausblick auf Locarno und Umgebung und auf die beschneiten Berge. Madonna del Sasso nicht weit davon entfernt. – Ich muss noch einfügen, dass meine Schwester Marie zwei Jahre vorher, in Begleitung von Meiti, ebenfalls dort einen Aufenthalt von 14 Tagen machte. Sie fühlte sich jedoch in der vornehmen Gesellschaft nicht wohl, hatte Heimweh und kam gerne wieder heim. – Schwager Hans und ich, wir mussten uns einleben, die Kur, vorgeschrieben von Dr. Kottmann und ausgeführt vom Kurarzt Dr. Haslebacher, musste eingehalten werden. Es gefiel uns in den hübschen Südzimmern mit Loggien, und in den schönen Empfangs- und Speisesälen, ganz wohl. Die Gesellschaft war klein, 12 Personen; unser Tischnachbar war ebenfalls ein Jurist, Dr. Nagel, aus Weinfelden, ein Turgauer [sic!], ein wortkarger Herr, der sich aber später als ganz fideler, witziger «Turgauer» entpuppte.

Zuvor noch ein trauriges Intermezzo: Als wir den zweiten Tag nach unserer Ankunft in Orselina Herrn Renz auf den Bahnhof Locarno begleiteten, rief uns ein Solothurner aus der Bahn an mit den Worten: «Habt ihr schon von dem schrecklichen Unglück in Mümliswil gehört?» Die Fabrik Walter ist gestern, am St. Ursentage, Nachmittags 4 Uhr, durch eine gewaltige Explosion vollständig zerstört worden; 32 verkohlte Leichname holte man aus den Ueberresten heraus und viele Verwundete. Von der Familie Walter (Adolf war kaum 5 Minuten vorher auf der Unglücksstelle) und vom Bureaupersonal wurde niemand verletzt. Wie die Explosion erfolgte, und wer möglicherweise die Schuld daran trug, ist heute noch nicht aufgeklärt. Die grossen Vorräte von Celluloid müssen durch eine Unvorsichtigkeit Feuer gefangen haben – und wo Celluloid brennt, ist nichts mehr zu retten!⁴⁶ Man kann sich unser Entsetzen vorstellen! Familie Walter,

46 Betriebsunfälle in der Cellulosefabrikation waren – nebst solchen in der Metallindustrie – um 1900 sehr häufig. Am 30. September 1915 explodierte das Hauptgebäude der Kammfabrik. Ein Funke war durch die Absaugvorrichtung in den Keller gelangt, wo der Zelluloidstaub gesammelt wurde. Dort entzündete sich das leicht brennbare Material, was zu einer Explosion mit nachfolgendem Brand führte. Zur Zeit der Explosion befanden sich im Hauptgebäude etwa 200 Arbeiter und Arbeiterinnen, verteilt auf mehrere Stockwerke. Für 32 von ihnen kam jegliche Hilfe zu spät. Sie verbrannten oder wurden unter den Trümmern begraben. Das jüngste Opfer war ein 15-Jähriger. Das Herz der Fabrik war zerstört, die Produktion musste eingestellt werden. Bereits 1916 wurde das Fabrikgebäude wieder aufgebaut und die rasch anziehende Nachkriegskonjunktur sorgte dafür, dass 1919 400 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigt wurden; vgl. http://www.haarundkamm.ch/fileadmin/redaktion/Kammfabrik_Muemliswil_01.pdf; Karin Huser: Arbeitsunfälle, in: Geschichte des Kantons Solothurn, Bd. IV.2, Solothurn 2011, 295 f.

besonders meine Schwester Emma, war von dem schweren Unglück wie gelähmt. Emma musste später in das Sanatorium «Sonn-Matt» bei Luzern verbracht werden, wo sie lange Zeit krank darniederlag, körperlich und seelisch: sie hatte beständig die verkohlten Leichen vor Augen. Das war hauptsächlich der Grund des Wegzugs der Familie nach Luzern. – Später davon.

Weiter also in Orselina: Mein Schwager musste eine strenge Kur befolgen, durfte jedoch bald kleine Spaziergänge machen, musste aber von mir, seiner Schwägerin, wie ein Kind geführt werden. Nach und nach dehnten sich die Ausflüge bis nach Brione und Monti aus, und später, im November, bei schönstem Wetter, bis nach Locarno, mit dem Funicolare zwar, entweder zu einem Kaffee bei Scheurer, oder zu einem Bier am [sic!] Bahnhofbuffet. Später dann, als die Genesung fortschritt, wagte man sich sogar, in Begleitung unseres Tischgenossen Dr. Nagel, per Bahn ins Valle Maggia. Wir hatten wunderbares Wetter bis spät in den Dezember hinein: man fühlte den Herbst gar nicht, wie bei uns: es war so ein langsames Hinübergleiten wieder in den Frühling. Während der Weinlese im October war es köstlich: da kamen die freundlichen Tessinerwibli mit ihren schwer beladenen «Hutti» auf uns zu und boten uns mit gutmütigem «Buon giorno» ihre süssen Trauben an. Zum Dessert, ja auch zwischen den Mahlzeiten wurden nur Trauben und Feigen, die eben reif geworden, serviert, so viel man eben wollte. – Es war eine schöne Herbstzeit! Eines Tages erschien meine Schwester Marie mit Hansli, dem 15-jährigen, blieb kurze Zeit bei uns und führte den immer kränkelnden Jungen nach Lugano, in Pension zu Dr. Casella. Hier sollte er gesunden und italienisch lernen. Aber das Klima bekam ihm, wie schon bemerkt, nicht gut und die Sprache erlernte er kaum, fing dafür da mit den Vorbereitungen zu seinem Büchlein: «Schweiz. Wechselrecht» an, wie früher schon bemerkt.

Als sich nun mein Schwager ganz ordentlich erholt hatte, reisten wir, gegen Weihnachten, der Heimat zu, nicht ohne vorher noch, wie schon früher oft, der Madonna del Sasso einen Dankbesuch gemacht zu haben. Schwager Hans stiftete ein Muttergottesbild in die Kirche, das ich aber später nie mehr sah. Ich selber machte die Kur in Orselina auch ein wenig mit, leider aber mit wenig Erfolg. In der Hauptsache war ich ja doch zur Begleitung meines Schwagers dorthin gegangen, auf meine Kosten natürlich. Zum Andenken schrieb mir noch meine Schwester: «ich werde Dir nie vergessen, was Du für meinen Mann getan; Du tust uns überhaupt immer nur Gutes». Diese schönen Worte der Anerkennung und meine Leistun-

gen waren bald vergessen! Schwager Hans machte dann in der Folge noch eine Nachkur in Zuoz und in Basel bei Prof. [...] und fühlte sich nachher ordentlich wohl und gesund.

Im Jahr 1917 erkrankte meine Schwester neuerdings am gleichen Leiden. Sie lag die meiste Zeit im Bett, und ich, selber immer auf dem quivive gesundheitlich, pflegte sie, so gut es eben ging, wochenlang allein. Dann wurde jedoch eine Schwester engagiert, durch das Schwesternhaus Baldegg empfohlen, wo sie ihre Lehrzeit absolviert hatte. Sie war 20 Jahre alt, von Sursee, Sophie Staffelbach, nicht sympathisch, aber intelligent und sehr «sprachgewandt», die sich meinen Leuten bald unentbehrlich machen konnte. Als Krankenpflegerin gut, aber sonst? Lasst mich schweigen, davon! – Ich wurde bald auf die Seite gestellt, war wie verfehmt [sic!], von meinem Schwager gehasst und von den Kindern gemieden, auf höheren Befehl, natürlich.

Es kam so weit, dass Schwager Hans mir verbot, nach unten zu kommen, ja er machte mir eines Morgens, als ich bei einem Besuche bei der Kranken über den Kohlenkessel stolperte, den Vorwurf, ich hätte diesen Lärm zum Ärger meiner Schwester veranstaltet und er dulde mich nicht mehr in seinem Hause. Der Mann war ganz ausser Rand und Band und hatte alle Wohltaten längst vergessen, die ich ihm und der Familie erwiesen. – Nun hatte ich genug. Nachdem ich noch mit Pater Heribert und dem Doctor über die Verhältnisse gesprochen hatte, verreiste ich nach Dussnang, wo ich bis in den Herbst hinein blieb, ab und zu spärliche Nachrichten von zu Hause erhaltend.

Nicht genug: Schwager Hans kündete mir das Logis: «er und seine Frau wünschten, dass ich mich fernhalte von ihnen und den Kindern». Das war doch zu viel. Ich fiel bei Tische eines Mittags in Ohnmacht, von der ich mich schwer erholte. Dr. Etter riet mir, in Dussnang zu bleiben; aber seine Frau, bei welcher ich öfters eingeladen war, wurde eifersüchtig; und so unterblieb das Mietsverhältnis, das mir der Doctor angeboten. Ich kehrte wieder heim und suchte nach passenden Wohnungen. Während der Kriegszeit war aber die Wohnungssuche eine schwierige Sache. Dr. Hammer vertraute ich die Angelegenheit an, und er riet zu vorläufiger Versöhnung und zum Bleiben. Ich glaube, er nahm die Sache selber an die Hand, um, wie er bemerkte, öffentlichen Skandal zu verhüten. Durch meinen Neffen Hans wurde mir schriftlich erlaubt, einstweilen dort zu verbleiben, sofern ich mit der Erhöhung des Mietzinses auf 1000 Franken (ich bezahlte 700 Franken) einverstanden sei.

Man sieht, es wurde alles getan, um mir das Leben im Hause noch schwerer zu machen. Von allen Schikanen will ich schweigen! Wäre ich nicht Christin gewesen, ich hätte mir das Leben, das wirklich nach all' dem keinen Wert mehr hatte, genommen. – Aber ich lebe heute noch und streue heute noch «feurige Kohlen» auf die Häupter der Reinhardt, die mir das Schwerste angetan, was man tun konnte. Das war und ist meine Rache! Ich frage, hatte und habe ich Grund dazu gehabt, später meinem Schwager finanziell und sonst zu helfen und auch den Kindern, bis auf den heutigen Tag? Nein, aber dem Herrgott sei Dank, dass ich es konnte, dass ich das Böse mit Gutem vergalt. Er wird mir dafür einst gnädig und barmherzig sein!

Das nächste Jahr, meine Schwester schien sich ein wenig erholt zu haben, reiste ich schon Mitte März wieder nach Dussnang, um am 31. Mai nachts den telephonischen Befehl zu erhalten, sofort mit Hans, der in St. Gallen war, heimzukehren, da das Befinden der Kranken zum Schlimmsten sich gewendet habe. Schweren Herzens traf ich am Morgen, den 1. Juni, mit Hans in Sirnach zusammen, und reisten bis nach Olten, wo wir per Taxi nach Solothurn weiterfahren mussten, da keine Zugsverbindung war. Bei unserer Ankunft die Trauernachricht, Schwester Marie sei schon morgens 9 Uhr gestorben. Hans war damals bald 19 Jahre alt, Heiri, der von Engelberg per Velo heimkehrte, wo er seit 4 Jahren im Collegium weilte, war 16, Meiti 14, Max 11 und der Jüngste, Fritz, noch nicht 9 Jahre alt. Ich hatte mir vorgenommen, möglichst bald wieder nach Dussnang zu reisen, aber ich muss mich bei der Heimfahrt von Olten erkältet haben, so dass ich schon nach der Beerdigung selber schwer erkrankte an Bronchitis – und die arg mitgenommene Psyche liess mich nicht mehr zur Ruhe kommen: ich hatte den Schlaf vollständig verloren!

Erst nach vielen Wochen erholte ich mich und konnte wieder nach Dussnang reisen. Mein Heim war mir durch die Umstände und die Umstellungen gründlich verleidet. Dort verblieb ich bis Ende October, wo das Kurhaus geschlossen wurde. Inzwischen hatte mein Schwager die Krankenschwester als Haushälterin engagiert, und dieselbe liess ihre Freundin (Salome) aus Root als Köchin kommen. Wie da gewurstelt wurde, konnten die Kinder Reinhardt, nach dem Ableben ihres Vaters, aus den Büchern ersehen! Nun, Schwamm drüber! Hans kam dann bald an die Universität Genf, wo er Volkswirtschaft, Jus, etc. studierte. Später machte er in Genf in 2 Stellen das kaufmännische Praktikum durch und erhielt mit

21 Jahren das erste «Amt» als Abteilungschef an der Baslermustermesse. Heiri kam in die Cantonsschule Solothurn (er war nie gern in Engelberg). Max musste nach Appenzell, sehr wider seinen Willen, und Meiti ging mit Freuden nach Menzingen, weil ihre Freundin, Marianne Arnold, ebenfalls zur Ausbildung dorthin verbracht wurde. Fritz war also allein zu Hause.

Ich selber führte eine Zeit lang eigenen Haushalt, aber es ging nicht gut mit den zwei Angestellten im Hause Reinhardt zusammen. Es gab fast täglich Missstimmungen und Anrempelungen. So entschloss ich mich wieder wegzugehen und zwar Anfangs Februar 1920 nach Orselina, Hotel Victoria, wo ich früher mit Schwager Hans weilte. Meine Schwägerin Mathilde von Grenchen war mit ihrer Tochter Hedy dort zur Erholung. Hedy war tuberkuloseverdächtig. Vor meiner Abreise noch ein Intermezzo: Dr. Affolter von Zürich (sein Vater war Grenchner) suchte eine Frau (durch seine Mutter), und interessierte sich sehr für die damals noch reiche Erbin Hedy Obrecht, die er zwar nicht kannte, aber die er gerne in Orselina kennen gelernt hätte. Seine Mutter in Schönenwerd gab mir den Auftrag zu sondieren und ihr zu berichten. Nur ungern übernahm ich diesen Auftrag. Ehestiften ist keine angenehme Sache! Ich schrieb, dass meine Nichte krank sei und jeder Besuch, oder Versuch zu einer Bekanntschaft, abgelehnt werde.

Nach kurzer Zeit jedoch stellte sich der Heiratslustige in Orselina ein, wollte einige Zeit dort bleiben, um Hedy kennen zu lernen. Ich stellte die Beiden einander vor, und sie gefielen sich gleich, ja sie verliebten sich über Hals und Kopf ineinander. Reinhardt sen. hatte sich inzwischen in Locarno, Hotel Belvedere einlogiert, um sich von einem chronischen Catarrh zu erholen. Er war der frühere Vormund des Doctors, und stand noch in Verbindung mit seiner Familie. Es fing nun im März 20 eine köstliche Zeit an für die Beiden. Im Hotel musizierten sie zusammen, und wenn Hedy wohl war, wurde ausgeflogen, ich als «Elefant» mit, und Vater Hans als Ehrenwächter.

Nach diesem fröhlichen Intermezzo kamen andere Tage. Der junge Doctor reiste heim, ohne sich auszusprechen. Bruder Adolf wurde in Grenchen schwer krank (Grippe und Schlafkrankheit) und auch Hedy musste heim. Auch in der Fabrik kriselte es schon lange, man sprach allgemein in Grenchen und Solothurn von einer Catastrophe, welche sich dann später auch einstellte, im Jahre 1921. (Der Doctor aus Zürich liess nichts mehr von sich hören: Hedy war nicht mehr reich und begehrenswert.) Ueber unsere alte, ehemals so solide Fabrik, wurde der Konkurs ausgerufen, ein

furchtbarer Schlag für den kranken Bruder, sowie auch für unsere ganze Familie. Dazu wäre es nie gekommen, wenn Adolf gesund gewesen wäre. Durch seine Verbindungen im In- und Auslande hätte er wieder hochkommen können – aber so war es unmöglich, leider Gott! Sogar seine engere Familie musste einen Nachlassvertrag eingehen, weil meine Schwägerin ihr ganzes, durch das von ihr betriebene Kaufmannsgeschäft erworbenes Vermögen bei der Fabrik deponiert hatte. Wir, die Kinder Obrecht, kamen so, fast über Nacht, um unser ererbtes Vatergut. Für mich, die Älteste und Unverheiratete, war das ein fürchterlicher Schlag (gestern sehr wohlhabend, ja reich, und heute vis-à-vis de rien). Ebenso für Vater Reinhardt und seine Familie: die Kinder waren noch nicht alle erzogen, und die höhere Ausbildung sollte erst kommen. Bruder Emil und Schwester Emma waren am wenigsten beteiligt und hatten zudem damals gut gehende Geschäfte.

Nicht genug mit dem Verluste des in der Fabrik deponierten Vermögens! Mein Vater war zu Lebzeiten eine Bürgschaft zu Gunsten der Fabrik eingegangen, von 200'000 Franken, bei der Volksbank Solothurn. Auch das musste von uns 4 Kindern Obrecht bezahlt werden (jedes 40'000 Franken, samt Kosten), der Rest wurde erlassen. Dazu kamen dann noch die Verluste bei der verkrachten Spar- und Leihkasse Grenchen,⁴⁷ bei der Volksbank in Solothurn etc., etc. Ich musste alles zusammenlesen, was ich früher erspart hatte, um dem Allem gerecht zu werden. – Aber von was nachher leben? Es ging schwer genug; ich lebte so sparsam, als möglich, verkaufte einige Sachen und Möbel und verzweifelte nicht und liess mir nach aussen wenig anmerken: ich wollte nicht bemitleidet werden. Trotzdem, hätte ich nicht auf Gott vertraut, ich wäre zu Grunde gegangen! Gross war der Hass damals gegen meinen Bruder Adolf, nur nicht von meiner Seite. Ich bedauerte ihn und seine Familie: ich wusste, wie sehr er selber, der kranke Mann, unter dem Zusammenbruch seines Lebenswerkes litt, und unter dem Gedanken, seine Geschwister dadurch in Mitleidenschaft gezogen zu haben. Er war ja doch der am meisten Geschädigte. Um der Schan-

47 Die 1883 durch Peter Obrecht gegründete Spar- und Leihkasse Grenchen war im katholisch-konservativen Netzwerk des Dorfs verankert, wovon die einheimischen Gewerbler, Landwirte und Fabrikanten im Verzeichnis der Verwaltungsräte und Revisoren zeugen. Erst 1908 erwuchs ihr durch die neu eröffnete Filiale der Kantonalbank in Grenchen selbst Konkurrenz, wobei die liberalen Fabrikanten die notwendigen Investitionskredite zum Ausbau der Fabriken vorher vermutlich in Solothurn beschafft hatten. 1918 kam die Solothurner Handelsbank hinzu. 1921/22 ging die Spar- und Leihkasse nicht zuletzt aufgrund der betrügerischen Aktivitäten ihres letzten Verwalters Konkurs; vgl. German Vogt: Kleine Geschichte des Grenchner Bankwesens, in: Grenchner Jahrbuch 1980, 17 ff.

de zu entgehen, entschloss sich die Familie ins kleine Dörfchen Melide im Tessin zu ziehen. Hier war man unbekannt und konnte billig leben, und konnte auch noch Hoffnung auf etwelche Besserung im Zustande meines Bruders haben, eine Hoffnung, die sich nicht verwirklichte. Fast völlig gelähmt, lebte er noch einige Jahre, oder dämmerte so hin, bis er im Jahre am 28. October 1925 an einer Lungenentzündung starb. Ein Jahr vor seinem Tode besuchte ich ihn noch und erschrak vor seinem völlig veränderten Aussehen. Keiner seiner ehemaligen Freunde erinnerte sich mehr seiner, keiner, dem er während der schweren Kriegszeit als Armeekriegscommissär geholfen, half ihm jetzt, nach seinem Niedergang. Nur das Vaterland, dem er mehr als 5 Jahre lang treu gedient hatte, auf Kosten seiner Gesundheit und seines Geschäftes, gab ihm eben den «Dank des Vaterlandes», wie man sagt.

Ich komme noch auf die verschiedenen Hochzeiten in der Familie zurück: Adolf Walter in Mümliswil verehelichte sich im Jahre 14 mit Fanny Oswald von Frauenfeld, einer protestantischen Lehrerstochter, die aber convertierte. Otto Walter heiratete im Jahre 16 mit Cécile Glutz von Rickenbach,⁴⁸ und Max Walter nahm die Baslerin Margrite Feigel zur Frau. Elsa Walter, die älteste Tochter, heiratete den Arzt Dr. Flüeler von Himmelried, Hanny Walter unsern Grosscousin Erwin Girard von Grenchen, im Jahre 17, und schliesslich, nach Jahren, Stephy Walter, in zweiter Ehe, Dr. Victor Glutz von Rickenbach. Maria Walter, die Jüngste, heiratete 1933 den Prokuristen Robert Scherrer von Römerswil. In Grenchen heiratete zuerst der älteste Neffe, Sohn von Emil Obrecht, auch Emil Obrecht, im Jahre 1917, mit Fräulein Anna Portmann von Aeschi. Dann kam meine liebste Nichte, Elsa Obrecht von Grenchen, anno 1918, im April, ins kurze Eheglück mit Dr. Victor Glutz, denn sie starb schon im gleichen Jahre, am 28. October, an einer schweren Grippe-Lungenentzündung. – 2 Jahre später verehelichte sich Stephy Obrecht mit Alfons Räber von Luzern und im Jahre 1925 Max Obrecht mit Gretly Sigrist von Solothurn und in zweiter Ehe im Jahre 1931 mit Ottilie Bigler, einer gebürtigen Österreicherin, aber wohnhaft gewesen in St. Gallen.

Adolf Obrecht, der älteste Sohn meines Bruders Adolf in Grenchen, verhelichte [sic!] sich mit Fräulein Trudy Lanzano von Solothurn, und die zweitälteste Tochter Mathilde Obrecht heiratete, kaum 19 Jahre alt, den

48 Zwei ihrer neun Kinder waren die Schriftstellerin Silja Walter (1919–2011) und der Schriftsteller und Verleger Otto F. Walter (1928–1994).

Fabrikantensohn Josef Kummer in Bettlach. – Die älteste Tochter Adolfs, Marie Obrecht, starb, wie früher schon bemerkt, mit 17 Jahren an einer Gehirnentzündung. Die jüngste, Hedy Obrecht, deren Liebesroman ich vorher erzählte, lebt unvermählt mit ihrer Mutter in Melide. Der jüngste Sohn Adolfs, Ernst Obrecht, ist mit Martha Wyser, von Niedergösgen, vermählt.

Nach den schweren Verlusten in unsern Familien war die Zusammengehörigkeit so ziemlich dahin. Ich kam selten mit meinen Verwandten zusammen, ich war nicht mehr die reiche Erbin! Heiri machte in der Folge in Solothurn mit besten Noten die Matura und entschloss sich zum Studium der deutschen Sprache (Germanistik), kam dann zuerst an die Universität nach Zürich, dann nach Freiburg i. Br., nach Wien und schliesslich wieder nach Zürich. Hier wurde ihm eine Stelle als Hauslehrer nach Paris offeriert, zu Graf de Zeppelin, wo er zwei Knaben zu unterrichten hatte und ein Jahr verblieb. In Zürich wieder bereitete er sich zum Doctorexamen vor und schrieb die Dissertation «Maler Nolten», ein romantisches Buch. Den Doctor machte er mit Auszeichnung (*magna cum laude*). Es freut mich, sagen zu können, dass ich ihm finanziell dazu helfen konnte. Er war ein dankbarer Neffe. Seine erste Stelle versah er in der Töchterschule «Manegg» in Zürich, war dann einige Zeit Hilfslehrer am Knabengymnasium Zürich und seither Lehrer am Institut Schmidt in St. Gallen. Zu einer Staatsstelle langte es leider, trotz seiner Fähigkeiten, noch nicht. – Hans nun versah nach seiner ersten Stelle an der schweizerischen Mustermesse in Basel verschiedene Stellen in Zürich, musste sich sogar längere Zeit als Verkäufer im «Globus» engagieren lassen und landete dann, als 25-jähriger stellenlos, im Vaterhause. Hier war er jedoch nicht untätig: er studierte allerlei und suchte so ziemlich alle grösseren Geschäfte auf, um seine Dienste anzubieten. Schliesslich landete er in Zürich, bei der «Zürich Unfall», wo er sechs Monate zur Probe angestellt wurde und nachher eine Lebensstellung fand. Im Jahre 1928 heiratete er Fräulein Frida Moriell von St. Gallen und mietete sich in Zürich-Enge im «Rosenhügel» ein, wo er bis 21. Juni 1934 verblieb, um dann in sein neu erworbenes Heim in Meilen zu ziehen. – Max nun errang in der Handelsschule Solothurn sein Diplom mit 17 Jahren und kam nachher in den Consumverein Kottmann nach Langendorf als Lehrling für zwei Jahre. Dann blieb er ein Jahr in Olten, bei der Otto Walter AG. Viel Freude bot ihm die Stelle nicht, und er war froh, als mit 20 Jahren das Vaterland rief,

zum Rekrutendienste nämlich, nach Liestal. Er war gerne Soldat, trotz gelegentlichen Anrempelungen des «Corpis». Nach gut einem Jahr Dienst wurde er Offizier, zum Stolze und zur Freude der ganzen Familie. In der Folge bekam er eine Stelle in Zürich bei [Leerstelle], wo es ihm wenig behagte und wo auch die Entlohnung nicht gross war. Nachher war er einige Zeit Staatsangestellter, bei der Fürsorge (Arbeitslosen). Auch hier war er nicht in seinem Elemente; er war eben mehr Kaufmann. Schliesslich landete er, nach manchem Misserfolge, bei der Baumwollspinnerei Schwarz & Cie in Bellach (jetziger Inhaber Leisinger) als Cassier-Buchhalter. Hier weilt er heute noch mit einem Gehalt von 500 Franken monatlich, und auf 1. Feb. dieses Jahres (1934) wurde er zum Prokuristen befördert. – Im Jahre 1933, den 1. July, heiratete er seine längst erkorene Braut, Fräulein Marta Tschopp von Solothurn, und richtete sich ein nettes Heim ein an der Amanz Gressly-Strasse. – Fritz durchlief die Solothurner Schulen mit Erfolg und machte mit 19 Jahren an der Cantonsschule die Matura mit besten Noten. Er entschloss sich zum Ius-Studium, zuerst ein Semester in Zürich und ein Semester in Freiburg i. Ü., um dann in Zürich wieder sein Studium bis zum Doctor zu beenden. Den 15. Januar 1934 wurde er dort zum Doctor, magna cum laude, promoviert, mit 23 ½ Jahren. – Am 1. Februar 34 konnte er schon das Praktikum am Amtsgericht Solothurn antreten.

Maria nun weilt seit October 1932 an der socialen Frauenschule Luzern. Im Jahre 1930, den 17. August, starb mein Schwager Hans Reinhardt, in Weissenburg-Bad, nach längerer Krankheit. Das führte zu grossen Veränderungen. Nachdem schon nach unseren finanziellen Verlusten der Haushalt eingeschränkt worden und das Parterre an die zwei Juristen Max und Willy Gressly vermietet wurde, dachten die Kinder Reinhardt, hauptsächlich Hans und Heiri, an den Verkauf des Hauses. Der Verkauf wurde in raschem Tempo, über Hals und Kopf erledigt (die beiden H. Gressly waren die Käufer). Maria, Max und ich zogen in den obern Stock (den ich vorher inne hatte) und zwar als Mieter der Herren.

Ich war Untermieterin und besass ein Schlafzimmer und den kleinen Salon. Das Haus war inzwischen ganz renoviert und zum Teil die Wohnungen umgebaut worden. Es gefiel uns, aber der Mietzins war zu hoch, so dass die beiden älteren Reinhardt, Hans und Heiri, auf Auflösung der Familie drängten. Das Logis wurde gekündet: Fritz wollte bis zum Doctor-examen in Zürich bleiben; Max bezog als Junggeselle ein Zimmer an der Bahnhofstrasse und Maria wollte, wie gesagt, an die sociale Frauenschule

Luzern. – Und ich? Mir wurde der Auszug aus dem vertrauten Hause, in dem ich 25 Jahre lang wohnte, sehr schwer, und wohin nun? Walters in Mümliswil hatten mir, auf meine Anfrage, vom October 1932 bis April 1933 ein Heim angeboten. – Meine Schwester Emma, Frau Walter, war ein Jahr vorher gestorben. Nun haushalteten Vater Otto und Maria zusammen. Ich ging schweren Herzens hin, denn, wo die Frau fehlt, fehlt eben die Seele des Hauses! Und ich sah bald ein, dass alles nicht mehr war wie zur Zeit meiner Schwester, aber ich musste mich drein fügen. Heimatlos war ich ja und vor der Hand zeigte sich keine Aussicht auf ein neues Eigenheim, obwohl Meiti davon gesprochen hatte, bloss sechs Monate in Luzern zu studieren, um nachher in Solothurn eine kleine Stelle zu übernehmen.

Es kam alles anders. Durch die trostlosen Ereignisse der letzten Zeit, ja der letzten Jahre, waren meine Nerven total ruiniert, so dass im Dezember, vor Weihnachten, ein vollständiger Zusammenbruch erfolgte, der mich an den Rand des Grabes brachte. Es wurde für zwei Monate, Januar und Februar, eine Krankenschwester engagiert (eine Baldeggerin) die mich bis anfangs März betreute. Durch allerlei Intrigen wurde das zuerst angenehme Verhältnis gestört, und ich wurde sozusagen aus dem Hause bugsiert. Max Walter, der mich von Anfang an im Hause nicht gern gesehen, auch Maria Walter, in ihrer eifersüchtigen Art, brachten es im Verein mit der falschen, intriganten Schwester dahin, dass man mir, der immer noch Kranken, den Stuhl vor die Türe setzte. – Mein Arzt, Dr. Kläusler in Balsthal, riet mir zu sofortigem Auszug und zu einem langen Aufenthalt im Tessin. In Begleitung von Meiti und Fritz (das Reisen war mir noch beschwerlich) reisten wir am 3. März 1933 ab nach Lugano-Castagnola, ins Hotel Monte Brè, das der Arzt empfohlen hatte. Hier verblieb ich vier Monate, bis am 27. Juni 1933, nicht geheilt; denn das seelische Leid lastete zu schwer auf mir. Danach trat ich bei Fräulein Dr. Bachmann in Luzern ein, wurde dort gut betreut durch sie und die Pflegerin, so dass ich im Herbst an ein Weiterreisen denken durfte. – Hätte ich ein Heim gehabt, wäre alles gut gewesen! – Hier, bei Fräulein Doctor, wurde mir das Leben in der Folge zu teuer, und ich suchte nach einer billigeren Pension. Ich erinnerte mich an Dussnang, wo ich früher, vor 15 Jahren weilte, und kam am 3. October hoffnungsfreudig dort an, um ganz ausgeheilt zu werden.

Allein nach kaum drei Wochen fing das Elend von Neuem an. Ich erkrankte zuerst an Brustkatarrh und Husten; dann kam Lungen- und Brustfellentzündung mit eitrigem Auswurf dazu, schwere Krankheiten, die ich nicht mehr zu überleben glaubte. Ich empfing zum zweiten Male

(auch in Mümliswil) die Sterbesakramente – und merkwürdig, von da an ging es eher besser: die zähe Grenchnernatur und Widerstandskraft liessen mich wieder aufleben, so dass ich, welche Zeit ihres Lebens nie recht gesund gewesen, am 5. November 1933 den 75. Geburtstag feiern konnte. Dr. Etter in Dussnang bearztete mich mit Aufopferung und Interesse. Er zog schliesslich noch seinen Schwiegersohn, den Lungenspezialisten Dr. Grüniger bei, der nach eingehender Untersuchung noch zu einem Aufenthalte in einer Klinik riet. Meine Neffen, besonders Hans und Fritz, waren sehr dafür, dass ich von Dussnang wegkam, wo, wie sie glaubten, ich nicht die beste Pflege hätte. Und so stund eines Morgens ein Krankenauto bereit, das mich nach Zürich, in die Klinik Paracelsus überführte, am 20. November 1933.

Ich fügte mich nur ungerne in diese Veränderung; schon der Name «Klinik» war mir unsympathisch. Ich fühlte mich dort auch absolut nicht heimisch; ich konnte mich in den kahlen Raum, die kühle Umgebung und Pflege nicht finden. Trostlose Tage und qualvolle Nächte, in denen ich fast verzweifelte, folgten. Der Arzt, Dr. Staub von Zürich, war nett, allein ich hatte nicht das richtige Vertrauen zu ihm, so wenig, als zu den Schwestern, die mich zu viel allein liessen. Gottlob hatte endlich, auf meine Bitten, der Arzt ein Einsehen und entliess mich am 5. Dezember. Körperlich besser, aber seelisch immer noch krank und tief melancholisch, rückte ich in Begleitung von Fritz per Auto wieder in Luzern, bei Fräulein Dr. Bachmann ein, wo ich bis zum heutigen Tage, den 26. July 1934, verblieb und verbleiben werde, bis mich Hans, der inzwischen in Meilen Hausbesitzer geworden ist, zu einem längern Aufenthalte einladen wird. Vorher war ich 8 Tage in Solothurn bei Max in seinem neuen Heim. Hier atmete ich wieder Heimatluft ein und fühlte mich wohl, wie seit Langem nicht. Wir machten da auch Pläne für meinen späteren Aufenthalt dort; was daraus werden wird, weiss der Herrgott allein.

Ihm, der mich wieder einigermaßen gesund werden liess, übergebe ich meine fernern Tage ganz: er wird alles recht machen.